

Sommertod
J. Schlaf



INHALTSVERZEICHNIS SOMMERTOD

Impressum.....	3
Quellenangaben.....	4
Johannes Schlaf.....	5
I. DER HOF.....	6
DIE NACHBARSCHAFT.....	7
DIE KLEINE.....	10
NEBENAN.....	12
DIE FILIGRANBLUME.....	14
DIE NACHT.....	16
„A DEMI MORT“	21
DIE GEBURT.....	22
DAS TABLETTDECKCHEN.....	29
BEI DER LAMPE	30
SIE SINGT.....	33
DER GASSENHAUER.....	35
SIE IST KRANK.....	36
IM NEBEL.....	37
DUNKELSTUNDE.....	38
II. SOMMERTOD.....	42
SOMMERTOD	43
III. GENESUNG.....	63
GENESUNG.....	64
IV. DAS STERBEN.....	70
DAS STERBEN.....	71
V. PIERROT.....	78
VII. VOLKSVERSAMMLUNG.....	108
VOLKSVERSAMMLUNG.....	109
VIII. IM CAFÉ CHANTANT.....	115
IM CAFÉ CHANTANT.....	117
IX. ÜBERMUT.....	118

IMPRESSUM



Gisela Rieger
Olenland 52
22415 Hamburg

Meine Lizenz



Homepage

Kleines Bild: „OPEN“, heinz.p, CC-Lizenz (BY 2.0)
<http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de>
Bild stammt aus der kostenlosen Bilddatenbank <http://www.piqs.de>

QUELLENANGABEN

Cover: Wurde dem Buch entnommen und durch GR neu bearbeitet

Bild: „Fantasie“, werner22brigitte, CCo Public Domain

[Quelle](#)

Bild: „Rieder with a Lamp“, J. Rippl-Rónai. 1895, gemeinfrei

[Quelle](#)

Bild: Pierrot and Harlekin, Paul Cézanne, 1898, gemeinfrei

[Quelle](#)

Bild: „Mein Skizzenbuch“, gemeinfreies Bild von pixabay als Grundlage für „Mein Skizzenbuch“ verarbeitet durch GR

Bild: „Unter den Linden“, Cafe Bauer zwischen 1890 und 1900, Urheber unbekannt, gemeinfrei

[Quelle](#)

Bild: „Volksversammlung“ – Couder - Le Serment du Jeu de Paume, 20 juin 1789

[Quelle](#)

Bild: „Café ChantantII“, Ernst Ludwig Kirchner, 1929, gemeinfrei

[Quelle](#)

Bild: „Übermut“, Paul Klee, gemeinfrei,

[Quelle Zentrum Paul Klee, Bern](#)

JOHANNES SCHLAF



Sommertod - Novellistisches

Johannes Schlaf (* 21. Juni 1862 in Querfurt; † 2. Februar 1941 ebenda) war ein deutscher Dramatiker, Erzähler und Übersetzer und bedeutender Vertreter des deutschen Naturalismus.

Als Übersetzer trug er entscheidend zur Verbreitung der Werke von Walt Whitman, Émile Verhaeren und Émile Zola im deutschsprachigen Raum bei. Er gilt damit als Begründer des Whitman-Kults in Deutschland.

Seine literarischen Verdienste liegen vor allem in szenisch-dialogischen Neuerungen des „Konsequenten Naturalismus“ und in der Ausbildung des literarischen Impressionismus. Ebenfalls wirkte er mit an der Entstehung des „Intimen Theaters“.

Während des Studiums fühlte sich Schlaf stets im Zwiespalt zwischen den Pflichten des Studiums und dem Drang, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. In dieser Zeit lernte Schlaf Arno Holz kennen und es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden.

1892 präsentierten sie als erstes gemeinsames Werk den Sammelband **Neue Gleise**, der später als „Konsequenter Naturalismus“ in die Literaturgeschichte einging.

[Wikipedia](#)

* * *

Textgrundlage: Sommertod, Novellistisches, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr), Leipzig, 1897, Druck: Emil Feter, Leipzig, gemeinfrei
[archive.org](#)

Cover - Bild „Sommertod“ - dem Buch entnommen - neu bearbeitet durch Gisela Rieger
Bild Johannes Schlaf, gemeinfrei

I. DER HOF

DIE NACHBARSCHAFT

Einspinnen wollt' ich mich hier in meine Schreibereien.

Raum wollt' ich haben für meine spielenden Phantasieen und Ruhe, vor allem Ruhe. . .

Deshalb mietete ich mir, hier draussen im Norden der Stadt, diese Wohnung.

Eingraben wollt' ich mich, einwühlen, versinken in dieser köstlichen Lust zu schaffen. Denn alles andere war Unsinn, Unsinn und neunmal Unsinn.

Ja, warum nicht lieber Menuett auf einem Heuboden tanzen!

Diese liebe Nachbarschaft, die man immer so um sich her hat! Wenn man nicht mit tausend verfluchten Ketten an sie gekoppelt wäre! Und nun gar mit der bösesten von allen: dem Mitleid.

Nichts war ein Unsinn, als zu glauben, dass es vor all diesem Elend und dieser Unruhe für's erste irgend wohin, für irgend eine Zeit ein Entrinnen gäbe!

Mein Fenster geht auf einen Hof hinaus.

Vielleicht hätt' ich mich doch gleich zu Anfang wieder hier fortgemacht, wenn er nicht so . . . so — interessant gewesen wäre!

In den ersten Tagen trieb ich mich viel umher, bis ich es nachher mit dieser abscheulichen Müdigkeit bekam, die ich mir damals vertoben wollte.

Wenn ich mich dann in später Nacht die steilen Treppen in die Höhe tappte — nicht an der Geländerseite, denn das war oft schmutzig — macht' ich auf dem letzten Treppenflur Halt, und trat an das Fenster und sah hinunter auf den Hof.

Wir hatten damals klare Mondnächte.

Dann dehnte er sich — gross, gross — überwältigend gross, dunkel und still, totenstill. Und überall diese breiten, ruhigen, träumerischen Lichtstreifen an den schnurgeraden dunklen Flächen der Façaden hin.

Minutenlang könnt' ich so dastehen und das in mich aufnehmen.

Ein ungeheures Rechteck von Häusern, die vier Strassen angehören. Mietkasernen, wie man sie hier im Norden überall findet. Diese Häuser ziehen sich hin in vier langen kahlen Fronten. Nur durch Regenrinnen sind die einzelnen Gebäude gegeneinander abgegrenzt; alle sind sie

vierstöckig, alle von derselben verräucherten graublauen Farbe; schmutzig, unsagbar schmutzig! Eine Unzahl von Fenstern, eins immer dicht neben dem andern. Hinten, wo sich der Raum verjüngt, erscheinen sie klein und schmal. Unter diesen Fenstern sind breite, ausgelauene Schmutzflecken von den Scheuerlappen und Lumpen, die hier zum Trocknen herausgehängt werden.

Eingeschachtelt mitten in dies grosse Rechteck ist ein kleineres von einstöckigen Häuserchen, mit ganz kleinstädtisch hohen Ziegeldächern. Der Raum innerhalb ist durch schiefe, vom Wetter graublaue Holzstackete in eine Anzahl kleinerer Höfe abgeteilt. In jedem dieser Höfe hat man noch Raum für ein Gärtchen gefunden. Aber es giebt da nur etwas kümmerliches Gras, Kohlstrünke, die vertrockneten Stengel von ein paar Sonnenblumen und dürres Gerank um ein paar halb zerfallene Lauben.

In diesen kleinen Höfen liegen Bretter aufgestapelt, altes rostiges Eisen, Lumpen, Schutt, Gerümpel, alte, unbrauchbar gewordene Möbel und dergleichen.

*

Ueber Nacht ist Schneefall eingetreten. Draussen liegt der Schneezolldick auf den Dächern, und der Winterwind fegt ihn in langen, rieselnden Wehen über die Dachkanten hinunter in die Tiefe.

Im Rauchfang singt er sein altes Lied: doppeltstimmig, bald hoch, bald tief. Bald klingt es wie lautes Aufweinen, das immer schwächer und schwächer wird, dann wieder ein wenig zunimmt und sich endlich in ein dünnes Winseln verliert. Ich höre das Geräusch gern. Es lässt sich so schön über alles Mögliche dabei nachdenken.

Beim warmen Ofen, im Lichtschein der Lampe schaff ich mir jetzt zuweilen bei einer Cigarre einen Schein des Behagens, lese mich in irgend ein Buch hinein, oder lasse mich von den Stimmen im Schornstein und draussen vor dem Fenster in allerlei Träumereien hineinsingen.

Aber selbst das ist mir nicht vergönnt!

Nebenan giebts allerlei Familienraritäten. Ein Lärm, zum Rasendwerden! Ein Gekeife, Gewinsel Gebrüll! In sich hineinzufuchen wie ein Fuhrknecht ist die einzige Rettung! Ganz unmöglich, seine Gedanken zusammenzuhalten! Buch in die Ecke und auf und ab!

Und nun weiss ich nicht, was mir von allem das Hässlichste ist: dieses sinnlose keifende Gewinsel der Alten, an der eine Kindergärtnerin verloren ist, oder das Geheul dieser kleinen Bestie von Mädchen, das jedenfalls auf den Dielen liegt, mit Füßen und Fäusten um sich schlägt und sich die Kehle aus dem Halse brüllt.

Was giebts denn eigentlich?

Aha! Sie hat zum Krämer gehen sollen und keine Lust gehabt. Nun hat sie einen Puff bekommen und ein paar Scheltworte und birst vor Wut. Und diese hochwichtige Angelegenheit muss mir nun hier meinen schönen , mühsam zu stande gebrachten Treibhausfrieden stören ! . . .

Endlich wirds still. Nur das Weinen dauert fort.

Schluchzen und halbtrotzige Worte. Dann Entschuldigungen, Vorwürfe in einem kläglichen Ton. Und jetzt geht es durch das Zimmer.

Bitten, Schmeicheleien, Reue, Versöhnung, die Thür geht und nach einer Weile stapft es draussen die Treppen hinunter. . . .

DIE KLEINE

Diese ganze Prügelgeschichte hat gar nichts auf sich, nicht eine Spur von Wichtigkeit, und ich habe mir sie eben nur so wie andre kleine Milieukalamitäten notiert. Und doch, mit einem Mal, heute: in was für einem Lichte erscheint sie mir nun!

Aber vielleicht ist auch das weiter nichts von Belang und ich mache wieder einmal mehr aus der Sache, als eigentlich dahinter ist?

Ich weiss nicht! Und doch ist mir so eigen!

Ich werde diesen Eindruck nicht wieder los.

Immer trag' ich das Bild mit mir umher, das ich heute sah! Und . . . Wunderlich! . . .

Nun muss ich sagen, ich habe die Kleine bis heute eigentlich noch gar nicht recht gesehen. . . .

Also: ich war drüben und wollte etwas ausrichten; nein: eigentlich hatte ich die Absicht zu kündigen, denn es ist mir nachgerade hier verschiedenes doch zu unbequem.

Es war gegen Abend und niemand im Zimmer ausser der Kleinen, dem Schreihals von neulich. Sie sass am Fenster; gegen die letzte Helle gewandt, und mir den Rücken zugekehrt, war sie still und eifrig mit irgend etwas Hellem, Zierlichem, Flinkerndem zwischen ihren Fingern beschäftigt.

Als ich sie anredete, wandte sie sich, wie sie ganz bei der Arbeit war, ein wenig erschrocken nach mir um, und ich sah gegen das letzte weisse Abendlicht, das über die roten Blumen weg in die Fensternische fiel, wie sie sich aus Respekt vor dem Zimmerherrn erhoben hatte, eine glitzernde Filigranblume mit herabgeringelten Silberdraht in der Hand, ihre Gestalt und ihr Gesicht.

Sie war schlank, für ein Schulmädchen sehr hoch gewachsen und hatte ein braunes, gestreiftes Tuchkleid an aus einem groben billigen Stoff.

Ja, aber ihr Gesicht! Und das ist es nun, was diese eigentümliche, weiche Stimmung in mir hervorgerufen hat.

Ich musste sie nach der neulichen Prügelscene für ein hässliches, verzogenes Wesen halten, nach der Art, wie sie sich unsauber und ver-

wahrlost in Wetter und Schmutz unten auf den Höfen umhertreiben, und . . .

Nein! — ich werde den Eindruck nicht los! Wie eingeätzt ist mir das Bild in die Augen und hat sich tief in mich hineingesenkt mit einem verwunderlichen Schmerz und einem so merkwürdigen Staunen, einem so sonderbaren Gefühl!

Ich meine, ich könnte das köstliche Köpfchen nur so im zartesten, feinsten bunten Gouache hinmalen!

Immer seh ich es noch gegen das müde, weisse, gleichmässige Abendlicht!

Von krausen, blonden Flimmerhärchen umrahmt, ein blaues Schleifchen um den von hinten in die Höhe gesteckten Haarknoten, ein feines, blasses Oval auf einem schlanken weissen Hals. Zwei grosse kluge Augen in der Unschuld ihres Blau unter einer etwas hohen glatten Stirn fragend auf mich gerichtet; ein gescheites lustiges Näschen und drunter ein kleiner Mund mit geschlossenen frischen Lippen, um die ein so eigener Zug unbewussten Schmerzes lag, und darunter ein weiches süsses Rund von den Backen und dem Kinn, so kindlich, frisch, gegen den Schatten des Halses mit einem zarten, weissen Leuchten verschimmernd.

Den ganzen Abend hier in meinem Zimmer und als ich mich nachher noch draussen in dem Gewühl der Strassen herumgetrieben hatte, bin ich den Eindruck nicht losgeworden. Mir ist so frei und frisch in allen Nerven, als hätt' ich ein Bad genommen.

NEBENAN

Sie wohnen in einem grossen, niedrigen Zimmer, das durch die beiden Dachfenster mit ihren tiefen Nischen nur wenig Licht bekommt.

Ein viereckiger, grosser Esstisch stand mitten im Zimmer, dass er das ganze Licht empfing. Seine Platte war zu beiden Seiten durch ausgezogene gestützte

Klappen verlängert und mit einer Unordnung von grauer Sackleinwand bedeckt, die auch in Ballen unten auf den braunen, abgetretenen Dielen aufgeschichtet lag und die die Frau für eine Fabrik zu Säcken vernäht, denn der Verdienst des Mannes, der den ganzen Tag über in einer Druckerei beschäftigt ist, langt nicht recht zu. Einige Säcke lagen fertig auf einem eingesessenen Sopha. Zwei Betten, ein grosser Kleiderschrank, eine alte Mahagonikommode mit einem Spiegel drüber, einige Stühle mit Rohrsitzen war das Meublement. Ohne Sorgfalt hingen ein paar Kupferstiche an den Wänden umher. Sonst nichts von Schmuck. Nur über die Kommodenplatte war sauber eine weisse Decke gebreitet und um eine Glasvase mit grell aufgemalten Blumen war allerlei kleine Groschenware, Figuren und zerbrechliche Spielereien, zierlich aufgebaut. In der Vase aber stak ein grosses Bouquet von sehr geschmackvoll nach den Farben geordneten Filigran- und Papierblumen. Auch waren über der Kommode neben dem Spiegel allerlei bunte Bildchen an die Wand geklebt und genagelt. So war das Ganze eine arme kleine Nippes-ecke, über die ich mich gewundert habe.

Im übrigen machte das ganze Zimmer, zumal das Licht, durch die tiefen Nischen gehemmt, nicht voll hereindringen konnte, einen ziemlich trüben Eindruck, und nichts Helles und Freundliches war zu sehen, ausser ein paar Blumenstöcken, die unter den Halbgardinen auf dem Fensterbrett standen.

Zu allem ein so dumpfer, stickiger Mischgeruch nach der Leinwand und nach einer Kohlspeise, die sie zu Mittag gehabt haben mochten.

Die Frau erschien mir noch elender denn sonst, zumal sie vor aller Arbeit den Tag über noch nicht Zeit gefunden hatte, sich sauber zu machen. Und dann hing ihr die Brust so auf den Leib nieder und vorn war ihr der Rock, der hinten mit dem Saum die Dielen berührte, so hässlich verkürzt, denn sie ist im hohen Grade schwanger.

DIE FILIGRANBLUME

Vor kurzem war die Kleine bei mir, um etwas auszurichten, und ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Und wie wir so sprechen und ich mich über ihr Geplauder freue, merke ich, dass sie, zutraulich geworden, die Blicke über meinen Kram im Zimmer umherschweifen lässt. Ich merke, wie ihr das alles schon lange eine wahre Märchenherrlichkeit gewesen sein mochte. Das machte mir Vergnügen und so verehrte ich ihr einen bunten japanischen Fächer. In ihrer Freude liess sie den Dank nicht lang werden und flüchtete sich mit ihrer Kostbarkeit schnell hinüber.

Nun komme ich eben nach Hause und finde eine aus Filigrandraht gedrehte Narzisse auf dem Tisch.

Das ist alles! Und doch . . . Es mag übertrieben sein: aber mir ist ganz feierlich zu Mute.

Es ist nicht blos, dass sie mir mit dem kleinen glitzernden Dinge hat eine Freude machen wollen. Das auch, ja. Aber es bringt mich doch nicht in diese besondere Stimmung.

Nein! Das arme kleine Ding ist ein Kunstwerk; ein vollendetes Kunstwerk!

Ich trete ins Zimmer, müde zum Sterben, abgespannt von allem möglichen Kram, mit dem ich mich jetzt so umherschlage, und wie ich so eintrete, und der Mond so schön voll ins Zimmer scheint, da mit dem ersten Blick seh ich, wie es auf dem Tisch so fremdartig flimmert, und mit spielenden Lichterchen durch das Dunkel herübergleisst, und ich trete hinzu und finde die Blume.

Ich weiss selbst nicht wie mir' war über den stummen lieben Gruss!

Aber dann: wie ich die Blume so in der Hand halte lind sie betrachte und betrachte, da — ich weiss nicht, wie ichs beschreiben soll! Wie das mit einem so wunderbar mächtigen Strom in mein innerstes Wesen drang und wie es da mit einem Mal lebendig wurde, lebendig und aufwallte in einer staunenden, herzlichen Freude!

Wunder, unbegreifliches Wunder!

O, es ist nicht allein die Blume! Ich habe ihr Gesicht vor mir, ihre ganze Gestalt, wie ich sie neulich sah und dann hör ich wieder ihr' verzweifeltes trotziges Geschrei, mit dem sie sich gegen die hässlichen Scheltworte ihrer Mutter wehrte: und das alles zusammen ist es das

alles bekommt mit einem Male für mich eine so eigentümliche Bedeutung.

Wunder, unbegreifliches Wunder!

Wer dem nachspüren könnte, den verborgenen Wegen, auf denen das zu seiner Offenbarung gelangt, was mir aus jeder Krümmung, aus jedem winzigen Lichtblitz dieses kleinen, schlichten Meisterwerkes da entgegenfunkelt, wie ein schöner Trost!

Ach, wie einem Fisch ist mir in seiner sonnenblinkenden Welle!

Was habe ich mir da kürzlich eingebildet? Alles dergleichen sei nutzlos, überflüssig heutzutage? O dumme Redensart! Und es vermag doch in mir eine so unbändige Fülle von Leben zu schaffen!

Ich sehe sie an, wieder und wieder, und kann des Anblickes nicht satt werden.

O wie das alles so gleichsam aus einer gemeinen schwarzen Ackerkrume hier in dieser Umgebung hervorgesprosst ist, und diesem trüben Alltag sein kleines, köstliches Leben abtrotzte!

Das ist es, was mich so mächtig ergreift.

Und . . .

Wie einem Fisch ist mir wieder in seiner Welle!

Verbessere die Welt, wer will! Ich weiss ihre Höhen und Sonnenblicke! . . .



DIE NACHT

Das Licht auf den Zeilen wird trüb und trüber. Die Buchstaben lösen sich und rinnen zusammen.

Erschreckt fahr ich auf aus all den schrecklichen Visionen, die in die schwarzen Zeilen da vormir gebannt sind.

Die Lampe ist niedergebrannt. Ihre Glocke dunstet nur noch eine schmutzige gelbliche Helle.

Es ist tief in der Nacht.

Mich fröstelt.

Ueber dem Dochtring verblaßt das letzte, müde Flämmchen.

Sein zuckender Spitzenkranz wird kleiner und kleiner, und von allen Winkeln und Wänden des Zimmers ballt sich in der öden Stille kalt das Dunkel heran gegen die arme verglimmende Helle.

Und trüber und trüber. Und das Licht verlöscht, und ich bin allein mit dem Dunkel, allein. . .

Nur das Fenster zeichnet sich aus dem Schwarzen mit einem grauen Licht, und oben zwischen den starren Falten der Gardine flinkern ein paar Sternchen. Und ich rette mich hinüber zu dem kargen Licht.

* *
 *

Unter mir, draussen, tieft sich schwarz der riesige Hof.

Hoch von den frostzitternden Sternen herab haucht die Ahnung eines feinen Lichtschimmers hernieder auf die Dächer nebenan, und unten, in der Finsternis des weit gedehnten Abgrundes, irrt ein totes Licht.

Weit, weit, mit einem grauen Dunst, liegt es auf den Wandflächen und zwischen den tausend schwarzen Fensterlöchern.

Das Dunkel, geballt, rätselhaft, mit verborgenen Formen und Gestalten durch den weiten Raum.

Nur das einsame Blinkern einer gefrorenen Pfütze lebt in den innern Höfen und oben in der Frostklarheit der Höhen die Sterne, die zitternden Sterne.

Durch die unermessliche tote Stille rauscht ein dumpfes Getöse mit endlosen Wellen. Die Zeit, die scheuen, bangen Minuten, vorwärts gewälzt von dem schauernden Kreislauf meines Blutes.

Nichts als die weite, tiefe, schweigende Nacht, die graue Einöde.
Starr. Tot. . .

* *
 *

Aber leise, allmählich wird die Oede lebendig vor dem Leben verlangenden Grauen meiner Sinne. Aus der tiefsten Finsternis heraus, aus Ecken, Schlünden und Tiefen regt es sich und bebt und will hervor mit graudämmernden, ungeheuerlichen Formen. Hervor und wieder zurück und von neuem.

Deutlicher tritt es heraus und deutlicher und wächst und rundet sich mit gigantischen Gliedmassen: das Flache, das Krumme, das Gebogene und Gebrochene, das Langgestreckte und das Krause.

Gepeinigt fliehen meine Blicke aus dem grausigen Wandel da unten hinauf zu den armen fahlen Sternlichtern neben mir auf den Dächern.

Aber jetzt, hinten über dem letzten First, wölbt es sich im Halbkreis herauf mit einem zarten, lichten Nebel gegen die bleichenden Sterne.

Weiter und weiter entfacht sich der ruhige schimmernde Dunst über die klarblauenden Breiten, und tiefer, schwärzer dunkeln unter ihm die mächtigen Massen. Ein Dachfirst leuchtet auf und helle Reflexe entglimmen auf den Pfählen eines Trockenplatzes.

Der ganze Himmel ist nun ein einziges, weites Lichtmeer.

Leise legt es sich auf Dachflächen, stiehlt sich mit schüchternen Lichtern in die schwarzen Tiefen hinein, schiebt sich lang an Kanten hin, biegt sich über Simse, webt über Flächen und schneidet mit scharfen Spitzen in die Finsternis hinein, und die Fenster einer Fassade leuchten auf mit weissgleisendem Flimmer.

* *
 *

Jetzt hat es sich von dem First gelöst und schwebt herauf mit breitem, glänzenden Rund in die taghellen Höhen.

Der volle Mond!

Und wie er sich hebt, breitet sich weiter und weiter, das heimliche Licht,, weit über den ganzen, gewaltigen. Raum. .

Still mein Blut und beruhigt, wie draussen die weissen, freundlichen Fluten.

Mit heimlichen Schwingungen beben sie hinein in die vielen Fenster und adeln die enge, dumpfe Armut da drinnen. Spinnen und gleissen um harte, dürrtige Lager als leichtes, freundliches und schauerliches Spiel von Träumen über sorgengefurchte Gesichter, trösten mit lindem Schimmer waches Elend, Krankheit und Sorge, nimmermüde Arbeit und nimmerrastenden Lebenskampf und lösen sein Leid in verseufzende Klage. Weben um die Verborgenheit düsterer Erniedrigung, um das stille Werden keimender Erkenntnisse, um all den wachen und schlummernden Alltag mit seiner Enge, und umspinnen ihn mit klaren Traublumen und den Offenbarungen fernster Unendlichkeiten . . .

* *
 *
 *

Da! Hinter mir, durch die tiefe Ruhe, ein Atmen!

Ich wende mich.

Hell dehnt sich das Zimmer in der frostigen Stille.

Und – wie ich lausche – wieder! Der langgezogene bange Seufzer!

Jemand träumt nebenan, vom Alb bedrückt.

Wie eine Klage zittert es tief aus brütender Finsternis heraus, und draussen wandelt sich die lichte Einsamkeit, und in das irre Spiel der Schatten webt sich ein böses, böses, rätselvolles Licht.

Mich durchschauerts!

Alles, alles um mich schläft und ich bin allein!

Allein! . . .

Und wieder hinter mir der Laut, das bange, gepresste Stöhnen.

Tausend und tausend solcher Seufzer irren da draussen an den riesigen hellen Mauern hin, verhaltene Wehklagen; beben hervor aus dem Grauen der mondblinkenden Fenster: die gedrückten Klagen ungesühnter Schuld und ungestillter Glücksbedürfnisse von Urbeginn.

Und die Laute hinter mir und die geahnten da draussen und das ferne, rauschende Leben schwellen und schwellen und rinnen zusammen und einen sich zu einem einzigen, ungehörten und doch so schaurig deutlichen Akkord.

Ich kenne ihn. Täglich, stündlich summt er mit seinem tiefen, ernstesten Doppelton in die hundert und hundert Laute meines Alltags hinein.

Ueberall, überall hab' ich *ihn im Ohr mit der dumpfen Pein* einer Hallucination ! . . .

* *
 *
 *

Von fern ein Rauschen. Abnehmend und wieder anschwellend. Das Leben der riesigen Stadt, das nimmer rastende. Und durch die frostklaren Lüfte herübergetragen über die weiten, mondgleissenden Dächerwogen die feinen Klänge einer fernen Turmuhr.

Wieder und wieder wird das Gelesene vor mir lebendig, wie es sich da draussen regt und bildet, wandelt und wird.

Ich sehe den Gefängnishof von La Roquette.

An den kahlen Mauern der Gefängnisgebäude hin liegen Hunderte und Aberhunderte von Leichen erschossener Kommunisten: Männer, Greise, Weiber, Kinder, in langer, langer Reihe.

Mit riesigen, breiten, blutroten Lichtern zuckt die Glut einer nahen Feuersbrunst drüberhin. Und diese Lichter wecken in dem grausigen Durcheinander ein schauriges Leben.

Sie huschen über das Gewirr nackter Füße, über verkrampfte Fäuste und Finger, die sich im Todeskampfe in den Boden wühlten, über zerfetzte, blutbesudelte Kleider und entblösste Brüste, über all die Gesichter, über blöd starrende, gebrochene Augen und schwarze Mundhöhlen, und das struppige Gewirr der Kopfhaare und Bärte. Der Gestank faulenden Blutes, das unter der schrecklichen Starre der Kadaver hervor weit in den zerstampften Sand gerieselt ist. Ein trüber, stinkender Pulvernebel und der beizende Qualm von der Feuersbrunst, der sich in dicken, schwarzen Wolkenballen schwer und träg in den weiten verlassenen Hof wälzt.

Und herüber in die brütende, öde Stille das Krachen verkohlten Gebälks und stürzenden Mauerwerkes; das Rasen des Mordes, der durch die Riesenstadt gellt, das Donnern der Kanonen, das gefrässige Knatzen der Peletons, das Wehgeschrei der Gemordeten und die brüllende, viehische Wut der Mörder.

Ich sehe die mächtigen Kalkgruben im Park.

Monceau auf dem Platze des Turmes St. Jacques. Männer, Weiber, Kinder werden, die Hände auf dem Rücken gebunden, scharenweise an

ihren Rand geführt. Salven krachen. Eine windverwehte Rauchwolke: und hintüber stürzen die Opfer in ihr weitgeöffnetes Grab.

Ich sehe die grossen Gruben auf den elyseischen Feldern. Aus allen Teilen der Stadt werden die Leichname zusammengekarrt und hineingeworfen, ganze Tonnen Petroleum werden darüber gegossen und angebrannt, und die riesige Dampfwolke wälzt sich dunkel und schwer von den brennenden Kadavern auf, durch den weiten, trübroten Abenddunst, über die endlosen Dächer.

All dieser Jammer bis ans Ende aller Tage und alles Lebens, wie Schuld, an Schuld, Untergang an Untergang sich reiht, dunkel und unerforschlich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende! Und immer, immer durch allen Triumph jauchzender Erkenntnisse und durch neues Aufblühen neuen Lebens, leise, dumpf und traurig dieser böse, ewig grollende, rätselhafte Unterton: endlos wie das Werden der Welten, endlos wie ihr Vergehen! Endlos, ewig! . . .

* *
 *
 *

Stille, rauschende Stille!

Mit unaufhörlichen Fluten strömt der Abglanz äonenferner Weltentage hernieder mit diesem weissen Licht in der stillen Nacht und mit ihm die unbewegte Ruhe des Alleinigen.

Der grausig tosende Untergang ferner Welten, das Werden neuer, der laute, freudige Tag vollendeter ist in ihm noch nicht das Wehen eines Lüftchens, nichts als sein heimliches, ruhiges, wellenweites Spiel . . .

Wie unbegreiflich grausam ist dieser weisse Friede! . . .

„A DEMI MORT“

Ein kleines Scherzando aus der grossen Tragikomödie.

Im Frühjahr der Kommune kam eine Mode auf: aschgraue Seide. Ihr Name verdankte seinen Ursprung der eigentümlichen Weise, in welcher afrikanische Soldaten mit „Verdächtigen“ aus der Reihe der Kommunisten verfahren. Mit Gewehrkolben schlug man sie nur halb tot und liess sie dann unter Bewachung liegen, bis nach einigen Stunden ihr Todesjammer sein Ende gefunden hatte.

„A démi mort" nannte mondäne Findigkeit nach diesem Verfahren die neueste Pfingsttoilette. . .

DIE GEBURT

Schon wieder mal drei ! — Die wievielte Nacht so?

Die Beine zittern mir unterm Leib. Ich schmeisse den Virginiastummel, an dem ich bis jetzt gekaut habe, in einen Winkel und lehne mich, mechanisch, nur um einen Stützpunkt zu haben, gegen den Bettpfosten, so wie ich gekommen bin, mit beschneitem Hut und Überrock.

Wie ausgenommen ist mir der Schädel. Ich stehe nur so da.

Meine Augen brennen und es drückt mich in den Schläfen und pocht und hämmert, und im Munde dieser abscheuliche beizende Tabakgeschmack.

Ich stehe da, als sollt' ich etwas erwarten, als müsste etwas über mich kommen, irgendwoher, unter dem ich mich, Stück für Stück meiner Selbst, an das Leben verlöre, enthoben wäre alles dieses kleinen quälenden Jammers um mich her.

Tief, heimlich lebt es in mir von einer dunklen, unverstandenen Sehnsucht!

Von draussen stiehlt sich das Schneelicht herein in die feuchtkühle Dunkelheit. An den schwarzen Tapeten, auf den Möbeln, im ganzen Zimmer: überall hockt dieses müde, graue, übernächtige Licht.

Aus dem Nebenzimmer durch die dünne Thür kommt ein tiefes, ruhiges Atmen, und dazwischen ein röchelndes Schnarchen.

Das liebe Elend schläft!

Mechanisch zisch' ich irgend eine Melodie, irgend so einen albernen Gassenhauer zwischen den Zähnen durch nach dem Takt der Atemzüge nebenan und markiere ihn mit den Fingernägeln an der Bettwand. Und draussen wirbeln und taumeln die weissen Schneeflocken am Fenster hin und taumeln und taumeln . . .

* *
 *

Gähnend, mit schleppenden Füßen tret' ich zum Fenster und sehe hinaus.

An dem Fensterrahmen hat sich der Schnee angehäuft und die dicken Flocken kleben sich an die Scheiben und thauen hernieder in sickernden Rinnen.

Alles ist weiss draussen; der ganze weite nächtliche Hofraum.
Ein reines, schimmerndes Winterweiss.

Leise löst sich oben aus dem gelbdunstigen Dunkel im breiten, stiebenden Gewirr, leise, leise . . .

Und leise, leise breitet sich über all die Dächer, legt sich auf Simse und Vorsprünge, häuft sich an den Fensterrahmen hin und bedeckt unten breit das Pflaster. Aus all dem Weiss heben sich nur die mächtigen Mauern dunkel mit ihren zahllosen Fenstern, die scharf durch die dickbeschneiten Kreuze in schwarze Vierecke abgeteilt sind.

Und nichts lebt in der öden kalten Stille, nichts als dieses weisse, emsige Durcheinander und die Laute von nebenan.

Nur weit von hinten, vom andern Ende des Hofes her, glimmt gelbrot aus all dem Weiss noch ein Fenster.

Warum mag es wohl noch hell sein? U. s. w. . . u. s. w.

Wieder dieser selbe verwünschte Ideengang mit seinem ewigen Zirkel, aus dem nicht herauszukomm ist! Wieder diese verdamnte Anteilnahme, die mir jetzt wie eine Krankheit in den Gliedern steckt ! —

Eine verbissene Wut, eine vibrierende, quälende, innere Ungeduld ist alles, was ich jetzt dagegen aufbringen kann. Dieselbe, die mich umhertreibt mit etwas Neuem , das über mich gekommen ist mit tausend Fragen und Zweifeln und tausend bunten Träumen und Hoffnungen.

Schlafen! Schlafen! . . .

* *
 *
 *

Aber jeden Augenblick reissts mir die Lider wieder auseinander, dass ich hinsehen muss zu dem fahlen Fenster.

Und immer, immer dieser böse Gedankengang, der immer vor dasselbe Rätsel führt: vor die unerfüllten Schicksale der Zeit.

Ich stöhne und werfe mich herum, drücke die Stirn gegen die kalte Wand und presse das Gesicht in die Kissen, und meine Augen brennen und wollen sich nicht schliessen.

Endlich!

Das Atmen nebenan nur wie von fern, ganz von fern— — — — —
— — — — —
— — — — —

— — — Die vielen unendlichen Sterne im weiten klarblauenden Bogen! Und die reine Luft! Und das Rasengrün!

Und ich gehe den Waldsaum entlang, an den lichten Büschen hin, und aus dem Dämmern nah und fern raunt es wie Gewisper und, fern aus dem Dunkel hell und glockenklar, die Stimme eines Vogels.

Mit stillen Kelchen schwimmen wunderbare Blumen in schlichter Pracht zwischen hohem, wehendem Gras, zwischen lichttriefendem Gebüsch.

Und ich gehe und gehe, und komme an einen breiten Weg, der sich einsam, weit durch den Wald dehnt und sich verliert in einem fernen, lichtflimmernden Dämmern, das näher kommt, und näher mit einer silbrigen, nebligen Helle. Und mit ihr, mitten in ihr, kommt etwas her, auf mich zu, eine Gestalt, näher, näher, und die Helle wächst und wächst.

Jetzt, mit blinzelnden Augen gegen den nahenden Glanz, kann ich erkennen. Ein Kind. Ein Mädchen. Ein ärmliches Kleidchen. Die Ärmchen lang und dünn aus zu kurzen Ärmeln und die zarten Beinchen stecken in groben, plumpen Schuhen.

Nun ist sie ganz nah. Unter blondflimmernden Stirnlöckchen seh ich ein feines, weisses Gesichtchen und grosse, gelassene Augen, ein kluges Näschen, ein weiches Kinn und einen kleinen, ernsten Mund.

Still schreitet sie vorüber, die Blicke gradaus vor sich hin, hinüber zur Wiese, über den Steg, das Hügelland hinauf, und jetzt seh ich sie oben gegen den Horizont, und sie verrinnt in dem Gleissen, ihre Farben, ihre Gestalt, und ist fort. . .

Nur das Licht ! Ueberall Licht! Ein helles, helles Licht!

Und das Licht wird scharf und brennt mir in die Augen, und nun wird es ein Schrei, ein langer, greller, grässlicher Schrei. Und alles, alles ist dieser Schrei und — dämmert — fahl — grau — kalt — . . .

Aufrecht sitz' ich im Bett und starre um mich her mit weitgeöffneten Augen in dem fahlen Zwielight, stöhne und — lausche . . .

* *
 *

Nebenan ein leises, eifriges Sprechen und ein Hin und Her.

Durch eine Thürritze zwängt sich ein Lichtstrahl.

Und ich — lausche . . .

Die Schläge der Wanduhr: schnell, zittrig, dünn! . . .

Eins — zwei — drei — vier . . .

Langsam, behutsam sink' ich zurück in die Kissen. Und behutsam leg' ich die Hände unter den Kopf, dass ich die Ohren frei habe, und mir kein Laut entgeht, durch die Kissen gedämpft.

Ganz still lieg' ich, regungslos, atme kaum . . .

Alles in mir lauscht.

Wasser — plätschert . . .

Es verdriesst mich, dass mir das Blut so in den Ohren saust und mein Herz so hämmert, als könnt' es mir etwas verdecken, ein kleines, kleinstes Geräusch

. . . Und die Schneeflocken immer so toll am Fenster hin. Und das kalte, graue Licht in den Vorhängen. Ein ungeduldiges Fiebern zittert durch meinen Körper, weil mich das alles stört.

Da!!! — — —

Wieder bin ich in die Höhe und horche, die Fäuste aufgestemmt . . .

Wieder der Schrei, der entsetzliche Schrei!

Nicht bloß geträumt!

Wie . . . Wie . . . Unsinn! Nicht zu beschreiben!

Und nun ist alles in mir ein Wimmern, jede bebende, schmerzende Fiber in mir das Wimmern nebenan . . .

Aber jetzt: beruhigend, gefasst eine Frauenstimme.

Sie besänftigt mich. Ich atme auf und allmählich geht mein Blut ruhiger und ich wage eine Bewegung.

Und nun, wie es drüben weiter redet, befreit mich ein stilles Lachen, in dem mein Schreck verzittert.

Die Frau spricht im ächttesten Berliner Dialekt, ein bisschen schnoddrig und barsch, um zu beruhigen.

* *
 *
 *

Es handelt sich um die Wirtin.

Mit beiden Händen soll sie sich an den Bettkanten anklammern, recht fest, ganz, ganz fest, so fest als möglich; aber nicht sprechen, nicht schreien, ja nicht schreien! Die Zähne soll sie zusammenbeißen und den Mund zu, ganz fest zu!

Aber jetzt antwortet eine heisre wimmernde Stimme, ganz erloschen, und dann wieder angefacht, fast schreiend :

Aber — sie hat ja — solche — grossen — Schmerzen?!!! — Sie hält das ja — nicht! — aus?!!!

O doch, doch! Sie soll nur ein bisschen Kurage haben. Das geht oft noch viel schwerer. Sie ist nur ein bisschen mitgenommen. Wochenlang nichts wie dünnen Kaffee und Schmalzenbrot, und dann die Arbeit den ganzen Tag! Aber det Frauchen soll sich nur stramm machen! Det wird allens jut abloofen!

Und wieder Wasserplätschern, Flüstern, Stille.

Eine Geburt! . . .

* *
 *

„Ach — meine liebe, liebe — Frau!!!“

„Ach Jottedoch! — Na ja, ja! — Aber man stille! — Zeehne zusamm‘!“

Und nun blos ein dumpfes Stöhnen, heiser, hinter festzusammengespresten Lippen. Es klingt wie das Gurgeln eines Tieres, das zuckend, mit zusammengeschnürten Beinen auf der Schlachtbank liegt, und dem der Fleischer die Kehle durchgeschnitten hat.

Minutenlang, ohne Unterbrechung.

„So! Immer nach unten! Dann presst sich det . . .“

Immer, immer, ohne Unterbrechung.

Und wie es anschwillt und abnimmt, immer im gleichen Rhythmus, durchfährt es mich, als würde mir der Leib mit Messern zerschnitten.

Ich werfe mich herum und verkrieche mich unter die Decke, um das nur nicht mehr zu hören.

Schweiss tritt mir auf die Stirn. Wie in einem Wundfieber lieg' ich und zittre. . .

* *
 *

Und wieder Stille, tiefe Stille.

Ich höre das eilige Pickern der Taschenuhr überm Bett.

Schnell, schnell huscht die Zeit hin mit flinken Füßen und geht doch so langsam, so bleiern schwer! . . .

Allmählich mit fahler, kalter Helle werden die müden Lichter lebendig an den Wänden, über die Möbel hin, die wie frierend an den Wänden hinhocken.

Und alles zittert in mich hinein durch meine Sinne: der in trüber Müdigkeit erwachende Tag, die feuchte Kälte, die bangen, fahlen Lichter, der Lichtstrahl drüben durch die Thürritze und dies furchtbare, gepresste Röcheln, und das ganze Zimmer nebenan und unten der weite Hof und das schlummernde Leben in all den vielen Wohnungen.

Wirr, geängstigt fahren meine Gedanken hin und wieder, wie das alles in mich hineinbebt und meine Sinne aufhetzt.

Allerlei dummes, müssiges, banales Zeug schiesst mir durchs Gehirn und krause Visionen. Und dann ist mir wieder so feierlich, wie über etwas Unfassbarem, einem heiligen Rätsel.

Hundert Gedanken jagen auf und suchen in hetzender Hast den einen, einen, der Licht bringt und Wärme, vor dem sich alles ordnet und belebt.

Und nun ist es nicht mehr der gegenwärtige körperliche Schmerz des Gebärens in dem Stöhnen nebenan: es ist der Jammer vieler, vieler Tage, hingelebt in Not und Entbehrungen, in banger Hoffnung nach dem, was gut ist und schön und glücklich macht. Und jetzt ist es nicht mehr die Not der Einen: es ist der ganze nächtliche Hof, der in den fahlen Wintertag hinein erwacht, alles in dem ich jetzt lebe und eigene Not ist dieses Stöhnen, dieses furchtbare, gepresste Stöhnen.

Was will das alles von mir?! Was soll ich damit: ich, ich?!

Ach, ich weiss, was ich will!

Eine schöne Gotteswelt lebt in mir mit Blumen und sonnigen Fluren und Gestirnen, mit den wunderbaren Leidenschaften der Menschen, mit ihren Kämpfen und ihrem ewigem Sehnen, eine Gotteswelt mit unermesslichen Breiten und hellgewölbten Himmeln und Horizonten, mit heimlichen, wunderbaren Empfindungen, die sich an das Unbegreifliche wagen, ein Abbild und Wiederglanz der Welt.

Und hier muss mir dieses gemeine Elend tausend dumme, dunkle Fragen in meine Phantasieen stöhnen und die eine, schlimmste von allen, vor der ich vergehe: Was thut Not?! . . .

Himmel, Himmel! Hab' ich nicht, was mehr wert ist als Brot?!

Was soll mir das alles?!

Was will es von mir?! . . .

* *
*
*
*

O, dieses grässliche, plumpe Stöhnen! Und alles, dessen Mund es ist!
Fragen, Fragen, tausend bange, tastende Fragen!
o Pech, das an mir klebt! O blöder, dumpfer Kleinmut! O blödes,
fressendes Mitleid!

Die Lichter im Zimmer werden heller, der Tag will durch die Wol-
ken.

Ich richte mich auf und sehe nach der Uhr. Vier Stunden dauert das
jetzt! ..

Mich fröstelt und ich gähne. Bin überwacht! — — —

— — — Endlich!!! — — —

Dieses feine, dünne, zitternde Quäken! . . .

Und nun Lachen und Schwatzen, ein Seufzer, Flüstern und Stille. . . .

Wie hässlich ist das alles, wie dumm, wie dunkel, wie ewig
verhüllt! . . .

DAS TABLETTDECKCHEN

Da denn nun das ungemein wichtige Ereignis seinen glücklichen Verlauf genommen und „der Mensch zur Welt geboren ist“, darf sich jetzt die Mutter, nachdem sie mit den nötigen Schmerzen das Heldenstück bezahlt hat, als Entgelt ein paar Tage ausruhen und sich bei den Glückwünschen und Bewunderungen der lieben Nachbarschaft, Bekant- und Gevatterschaft stolz und selig als wichtige Person fühlen.

Es ist aber auch wirklich wunderbar! Wenn ich denke, wie hässlich und unerfreulich, krank, zankend, lamentierend sie den ganzen Tag über umherschlurzte: und jetzt ist sie gradezu schön, wie sie in ihrem Bett liegt und lächelt, und ihr bleiches Gesicht hat so etwas Feines, Vornehmes.

Natürlich habe ich mir das rote kleine Monstrum in seinem Wickel ansehen müssen. Ich habe ein paar Redensarten gemacht und bin dann schleunigst fortgegangen. Es ist gar nicht schön, mit den gekniffenen Augen, dem weinerlichen Mund, und so zittrig und krest immer so mit den spinnendünnen Fingerchen vor sich hin. Wie man so etwas lieben kann! . . .

Die Kleine führt unterdessen die Wirtschaft und bedient mich.

Heute morgen brachte sie mir zum ersten Mal den Frühkaffee, denn sie ist jetzt von der Schule frei, so lange ihre Mutter zu Bett liegt.

Sie servierte mir den Kaffee nett und sauber auf einem zierlichen, umfranzten Tablettdeckchen, auf dem mit buntem Garn irgend eine Figur eingestickt war.

Ihre Mutter hatte das Tablettdeckchen bisher für einen durchaus überflüssigen Luxus gehalten.

Und gar wie sie das Gerät sorgfältig auf den Tisch stellte, und ihr hübsches Gesichtchen so blank und hell von dem frischen Morgenlicht beschienen war.

Mir war recht wohl! . . .

BEI DER LAMPE



Ich sitze zusammen mit meiner Märchenprinzessin.

Draussen saust der Winterwind, im Ofen glühen die Kohlen, die helle Lampe steht vor uns auf dem Tisch und umschliesst uns mit ihrem traulichen Lichtkreis, um den herum sich das warme Dunkel breitet.

Sie sitzt neben mir und zeichnet auf einen der grossen Bogen, die ich mir auf Vorrat für meine Schreibereien gekauft hatte. Ich seh ihr zu und rauche meine Cigarre.

In allem hat sie ein so lebendiges, zwingendes Bedürfnis, sich anschaulich mitzuteilen, dass sie auch zeichnen kann.

Es sind allerlei Leute, die sie auf der Strasse gesehen hat. Alles Damen und Herren, wie sie „Unter den Linden“, in der „Friedrichsstrasse“, „Leipziger Strasse“ und im „Tiergarten“ promenieren. Sie haben alle sehr schöne, regelmässige Gesichter und schlanke Körper. Das zeichnet sie alles mit viel Instinkt für Proportionen, mit grosser Sauberkeit und Delikatesse.

Es macht mir Vergnügen, mit einer gewissen Ironie zu beobachten, wie dabei das Frauenzimmer in ihr mit aller Naivetät zum Vorschein kommt.

Denn wie sie Toiletten zeichnen kann, das ist geradezu erstaunlich!

Die feinsten Einzelheiten sind ihr hierbei gegenwärtig. Zuschnitt, Falten. Schleifen, Perlbesätze, Falbeln, Plissés. Und für alles findet sie einen geschickten technischen Ausdruck.

Ihre Force sind Ballroben mit recht viel Spitzen und Besätzen. Das zeichnet sie so accurat und fein wie Spinnweben.

Ich frage sie, ob ich ihr ein paar Figuren hinzuzichnen darf?

Sie ist einverstanden.

Und nun vervollständige ich ihr ein Strassenbild und male ihr in einem Anfall von Uebermut und Schadenfreude das ruppigste Karrikaturenengesindel zwischen ihre eleganten Herrschaften. Alte Weiber mit spitzem Kinn, eingefallenen Lippen und weit vorspringenden Triefnasen, die Abends bettelnd auf den Brücken und an den Strassenecken hocken; alte Männer, die mit Zündhölzchen und Zeitungen handeln, Bummler, Giggerln, Strassenjungen und Krüppel.

Sie wird ungeheuer böse.

Ich lache und zeichne weiter.

Sie will mir das Papier wegreißen, und da 's ihr nicht gelingt, stösst sie gegen meinen Arm und sucht ihn festzuhalten.

Ich fahre sie an, um sie einzuschüchtern.

Nein! Ich soll was Schönes zeichnen! Ich kann weiter nichts als das hässliche Volk!

Ich lache und zeichne weiter.

Sie gerät in Wut und traktiert mich mit Püffen.

Aber ich lasse mich nicht beirren, und der Arm wird ihr müde.

Nun sitzt sie da und nickt trotzig vor sich hin, räsonniert und wirft von der Seite her giftige Blicke auf meine Zeichnerei, stampft mit dem Fuss und wirft den Kopf und die Unterlippe in die Höhe.

Aber das nützt ihr alles nichts.

Schliesslich, wie ich immer so in mich hineinlache und unbeirrt weiter zeichne, sieht sie mich verstohlen an als wie: „Herr Gott, wie kann man nur so was zeichnen?!“

Und nun giebt sie Frieden, lacht, wird neugierig und lehnt sich vertraulich gegen meine Schulter.

Ja! Den hat sie da gesehen und die dort, und der steht Abends immer an der Ecke von Café Bauer und ruft „Schwedische Shtorm- und Wachsstreichhelzer?!“ Und aus dem Hundertsten geht's ins Tausendste, und ich lehne mich zurück, blase Tabaksringe vor mir hin, und die Lampe summt, und das Feuer knistert, und der Sturm braust, und sie schwatzt und lacht und schwatzt . . .

SIE SINGT

Was für ein närrisches Erlebnis das ist!

Fast möchte ich zuweilen zweifeln, dass ich in dieser lieben handgreiflichen Welt bin, und doch ist alles die sinnfälligste, schlichteste Wirklichkeit!

Es mag wohl kindlich erscheinen, was wir da miteinander treiben: wenn ich auf ihr Geplauder höre, wenn ich darauf eingehe, wenn ich mit ihr zeichne und dergleichen, und ich könnte am Ende meine Zeit besser und nützlicher verwenden. Aber doch: einzig in diesen Augenblicken leb' ich jetzt und alles, was ich sonst daneben treibe und vornehme, erscheint mir im Vergleich mit ihnen nebensächlich und belanglos, trotz aller Prätensionen, die es erheben möchte und dürfte.

Nie konnt' ich begreifen, dass es Anfang, Mitte und Ende alles Lebens sein sollte, dass man Waren verkauft, Brot bäckt, Schuhe und Häuser baut, und alles das, worin die Welt um einen mit tausend endlosen Sorgen sich müht und verzehrt. Essen, trinken, kleiden wir uns und sichern wir unser Dasein nicht, damit wir uns schliesslich der Welt und der Sonne freuen, unsrer selbst uns freuen und spielen? Und sollte das, was ich treibe und mit dem wir beide jetzt unsre Zeit hinbringen, wirklich so überflüssig sein?

Nein! Es hat mehr zu bedeuten, als dass da hinten in der Fabrik Maschinen gebaut und Knöpfe gedreht werden!

Still, still! Sie singt nebenan! . . .

Alles ist ausgegangen und nun ist sie allein mit den feinen, stillblinkenden Lichtern der Dämmerung, fühlt sich so recht wohl und singt sich ein Liedchen.

Sie hat eine schöne, klare Altstimme, so recht voll und rund aus der Brust heraus.

Vor dem Dunkel hat sie sich wohl gegen die letzte Helle des Fensters hingeflüchtet und giebt sich der wunderlichen Welt hin, die in der Dämmerstunde in ihr lebendig geworden ist.

Das wird sich in Wünsche hineinträumen, die heimlich zu Hoffnungen werden und aus den Hoffnungen sich unversehens in die Seligkeit von Erfüllungen hinüberwandeln: Wünsche, Hoffnungen, Erfüllungen: naiv gewiss und komisch: dass ihre Mama ein seidenes Kleid tragen könnte, und nicht den ganzen Tag mit ihr zankte, dass sie nicht zum

Krämer zu gehen brauchte, dass sie immer gut ässen und tranken, und dass es schön, sauber und vornehm um sie wäre und dergleichen. Und doch schwellt es ihre Stimme, wird voller und voller, und immer klarer wie ein köstlicher Glockenton.

Was bedeutet das alles, wonach unser nächstes Verlangen lächerlich und unbeholfen sich streckt und von dem es glaubt, dass es in ihm seine Befriedigung finde, was ist das alles, als das arme dürftige Symbol eines Unaussprechlichen, das jeder ersehnt und das das über alles Begreifen adlige Mysterium aller Kunst und alles Lebens ist?

Als was für ein mächtiges, tiefinnerstes Empfinden aber ist es lebendig da drüben in dem schlichten Schullied!

Wunderschön singt sie!

Die Kleine hat „Talent“!

Armes Mädel! . . .

DER GASSENHAUER

Irgendwo hat sie da so einen abscheulichen neuaufgekommenen Gassenhauer aufgefangen und singt ihn mir nun mit aller Naivetät vor, bringt ihn mit unverfälschtester Echtheit und allen Gassenjungenfinessen zum Vortrag.

Es war dabei nicht das mindeste tragisch zu nehmen. Jetzt, da ich's mir in aller Ruhe überlege, bin ich mir natürlich darüber völlig im Klaren. Es war ihr lebendiger Nachahmungssinn u. s. w. Dass sie ein innerstes Gefallen an dergleichen fände, ist völlig ausgeschlossen; das liegt durchaus nicht in ihrem Wesen. Kein Wort ist darüber zu verlieren! . . . Und doch hab' ich ihr ihren lustigen Singsang geradezu grob und brutal unterbrochen.

Es war die Angst vor einer entfernten Möglichkeit, dass sie einmal aus Trotz, aus Verzweiflung sich an derartigen Schmutz Nein! Ich kann den Satz nicht zu Ende schreiben! . . .

SIE IST KRANK

Meine Angst! Meine Unruhe!

Seit ein paar leidet sie an Diphtheritis und liegt zu Bett.

O, dieses verdammte Wetter! . . .

Wir haben Regenwetter! Fortwährend so ein feiner, grauer, unaufhörlich rieselnder Regen!

Da ich vor aller Unruhe und Sorge nichts Vernünftiges anzufangen weiss, sitz' ich am Fenster, betrübe mich und meine schöne Zeit mit irgend einem Buche und sehe hinunter.

Alles in diesem grauen, unaufhörlich rieselnden Regen, der alle Linien verschleiert, verwischt mit einem schmutzigen Dunst, der den Rauch von den unzähligen Schornsteinen in die Hofräume niederdrückt.

Ich weiss so ziemlich alles, was hinter diesen schwarzen, öden Fensterlöchern so den Tag und die Woche über vor sich geht. Oder doch wenigstens so in Bausch und Bogen. Ich will den Mund nicht so voll nehmen: das „Alles“ würde mir und meinem armen Weltbild, das man sich so gern ins Sichre rettete, doch wohl ein wenig über den Horizont gehen!

Unten, auf dem ungepflasterten Teil des Hofraumes vor unserm Hause spielen Kinder. Sie tapsen in den Pfützen umher, die sich da vom Regen gebildet haben und gröhlen mit heiseren Stimmen zwischen den schwarzen, regenfeuchten Mauern.

Sie sterben hier massenweise um diese Jahreszeit, so gegen den Frühling hin!

Aber was geht mich das Alles schliesslich an! Das Bitterste von allem ist doch, dass ich hier, mitten in diesem schmutzigen Elend den Totenkampf deiner Sehnsucht sehen muss! Deine Sehnsucht aber und die meine ist die Sonne, die Lust, das Lachen und die Schönheit!

Wie ich hier sitze in meinem stumpfen Brüten hab' ich einen Wunsch, einen recht selbstüchtigen Wunsch vielleicht: dass man noch das weiche Hinschmelzen der Empfindungen hätte von ehemals, wo mit ein paar Thränen alles wieder gut war! . . .

IM NEBEL

Wanderte am Spätabend über die letzten Häuser hinaus weit ins freie Feld.

Tief schwarzbraun streckte sich in der Dämmerung das weite Flachland mit seinen Schollen, und ringsherum kamen im Kreis unter dem mattblauen wässrig-glasigen Himmel dicke, weisse Abendnebel zu mir hergekrochen und umqualmten mich mit ihren milchigen feuchten Dünsten.

Und wie ich immer weiter ging, war's mir, als presste mich's immer enger ein und drückte mich sanft nieder, hinein in das köstliche dunkle Braun mit seinem heimischen frischen Erdgeruch. Und die Welt war meiner hindämmernden Müdigkeit ein fernes, verworrenes Brausen, irgendwo, weit hinter den quirlenden, stillweissen Dunstmassen. Und ich war das alles los. Und mir war wohl!

DUNKELSTUNDE

Schon dunkel?

Wie lange hock' ich hier?

Die Wolken da oben, die über die Dächer hinrasen, sind weisse Dünste vom Wind getrieben, und das Abendrot drüben an den Häusern ist eine blöde, tote, dumme Farbe, und unten, unter mir hackt irgend ein Idiot auf einem Klavier die Zeit in Stücke.

Etwas Lebendiges!!

Hier! Eine Zeichnung von ihr, ein paar Tagebuchblättchen, ein Gedichtchen, und hier: die Filigranblume, die sie mir damals gewunden hatte. Sie duftet noch nach einem billigen Parfüm, das sie sich für ihre armen Sparpfennige ab und zu zu erstehen wusste; denn sie wollte Alles schön um sich haben, schön! . . .

Sie hat Prügel dafür bekommen und manches böse, hässliche Schimpfwort.

Wie mit Messern durchbohrt mich noch immer ihr Schreien, ihr Schreien in Wut und Verzweiflung, mit dem sie sich gegen all das Hässliche wehrte, das so brav gemeint war. . .

Ich sehe sie, neben mir, mit der Blume beschäftigt. Aufrecht sitzt sie auf dem harten Stuhl. Seitwärts an ihrem Hals die kleine hellblaue Schleife zwischen den krausen, flimmernden Härchen, und die blassen, weichen Backen, und der Mund, um den ihr kluger Kummer einen so wunderlichen Zug gehaucht hat, und die grossen blauen Augen, die gelassen an dem flirrenden Silberdraht haften, der sich zierlich zwischen ihren flinken Fingern windet. Alles seh' ich!

Jetzt kommt ihr ein Einfall. Sie plaudert zu mir herüber. Und ich blase den Rauch meiner Cigarette vor mir hin, sehe sie an, lache und höre zu.

Nun ist sie tot! Tot wie eins von den schmutzigen, gröhlenden Kindern unten, die das Wetter hinwegrafft! . . .

* *
 *
 *

Wie ich die Blume gegen das letzte Abendlicht halte, sprüht sie von einem silbrigen Feuer, wie von tausend, Millionen winziger Diamanten zusammengesetzt, wie aus Lichtstrahlen, aus feinen, feinsten Lichtstrahlen gewebt.

Es ist die Narzisse.

Mit stiller, zwingender Kraft ist Ihr die sympathische Anschauung dieser Blume, die sie wohl gelegentlich eines Ganges in einem Blumenladen gesehen hatte, in die Hand, in die Finger geströmt und hat mit eingeborener Trieblichkeit den Kelchblättern diese wunderbare Krümmung gegeben.

Wie stark, wie mächtig, wie trotzig musste wohl dieser Trieb sein, dass ihn so viel Elend nicht verkümmerte! Nicht eine Linie dieses kleinen Wunderwerkes hat es verkrümmen dürfen! . . .

Jetzt glüht sie in rosigen und silbrigen Lichtern, und es schmilzt in einander wie von einem heimlichen Feuer und lebt und lebt, und das armselige Parfüm ist ein köstlicher, köstlicher Duft!

Ich sauge ihn ein, saug' ihn ein, tief in mich hinein!

Und ich lache, lache, bin befreit, weiss nichts, als die herrliche Kraft, die uns Vergessen giebt, die uns die Welt und all unsern gebrechlichen Jammer zu einem Spielzeug wandelt, mit dem wir uns hinüberspielen in eine andre Welt.

Die andre Welt: die nicht drüben ist über den Wolken , nicht hinter dem unendlichen Blau , hinter den goldenen Sternen, die nicht Gott ist, Götter und Götzen: die alles, alles ist, das Gemeinste und Sichtbarste, erfasst, lebendig von den Sympathieen unsrer inneren Kräfte. Die Welt der Schönheit in uns, um uns, uns gegeben und beigelegt, die belebte, lebendige Welt und doch keine andre als die eine, in der all unsre Qual und unsre Lust ewig beschlossen ist! . . .

Diese Blume aus armseligen Silberdraht duftet und leuchtet von all ihren Wundern.

Und die Wolken oben werden lebendig von einem unsagbaren, warmen Leben, und das Blau des Himmels dazwischen wird tief, tief und lebendig, und das Abendrot, das drüben an den Häusern verglüht, wird lebendig.

Alles still und dunkel nebenan.
Niemand ist bei ihr.
Ich will hinein und mich zu ihr setzen. . .

* *
 *

Leise tret' ich zu ihr hin.

Das frische Linnen über ihr flimmert weiss in das Dämmern
hinein und über die starren, stillen Falten liegt es wie ein Glanz.

Leise mach' ich ihr das Gesicht frei und die Brust. Ganz leise.

Sie haben ihr ihr Sonntagskleid angezogen und ihr fromm die
Hände auf die Brust gefaltet.

Ich staune, wie reif sie aussieht, das Kind. Mit diesem Lächeln
die Mundwinkel hinauf zu den Nasenflügeln hin, diesem bekann-
ten Lächeln.

Es ist so schön hier in der Dämmerung!

Wie hell ihr Gesicht ist in diesem reinen Weiss! Seine Linien
fliessen wie von einem Leuchten und gleiten und schimmern.

Lässig schreitet die Zeit hin mit dem leisen Ticktack der Uhr.
Und jetzt hört sie ganz auf. . .

* *
 *

Tot?!

Und was bedeutet das, dieses schmutzige zerfallende Unflat,
das dieser weisse, schöne Friede da bald sein wird?

Nur eins weiss ich: das Leben und dass wir sind, ich, und du in
mir, und ich bin eine stille lebendige Heiterkeit!

Und das ist das Leben, vor dem Tod und Geburt, hier und dort,
und Alles, zwischen dem wir dumm und blöde hin und wieder
taumeln, verbleicht! . . .

* *
 *

Die Blumen leuchten drüben zwischen den Vorhängen in tiefen Farben und dahinter verschwimmt es im bläulichen Zwielight.

Das Zimmer weitet sich in der zunehmenden Dämmerung, und auf den armseligen Möbeln liegt es mit stillen, vornehmen Glänzen.

Durch das Fensterviereck seh' ich in den Abend hinein wie in ein fernes, wunderliches Licht! . . .

II. SOMMERTOD

SOMMERTOD

1.

Alles in ihm ist still und beruhigt.

Fast hat er, als er nun allein ist in dem neugemieteten Zimmer, die Empfindung, er sei völlig frei.

Fröhlich, mit leisem Pfeifen und zufriedennem Lächeln, geht er auf und ab und mustert seine Umgebung. Und dann bleibt er mitten in dem schönen, hellen Raum mit seinen Sonnenlichtern und Laubschattenflecken stehen, reckt die Brust heraus und atmet die herrliche Luft tief und voll in die Lungen.

Frei!

Alles, was noch an frischer Fröhlichkeit in seinem Wesen ist, ringt sich empor in Kraft und Hoffnung. Uebermütig schwingt er sich aufs Fensterbrett und sieht hinüber zu den blauen Umrissen der Bergkette, hinab in das sonnenhelle Thal mit seinem blitzenden Strom: und die freien herrlichen Linien weiten seine Augen. Und das junge Laub vor ihm im Garten! Das Leuchten der Blumen! Und wie die Vögel zwitschern!

So sitzt er, die Hand am Fensterkreuz, und giebt sich der Empfindung hin, wie ihn die Sonne durch die Kleider wärmt.

Frei!

Aber plötzlich sinkt sein Oberkörper leicht zusammen und er beginnt auf etwas zu lauschen, zu warten! Auf etwas zu — lauschen! Auf eine Stimme, die er irgendwo in der Ferne hört, die Stimme! . . . Und es kommt ihm so der Gedanke: was sie denn nun wohl so sagen wird?

Er wartet und seine Augen, die ins Ungewisse starren, sind gleichsam nach innen gerichtet. Wie in einer Hypnose sitzt er da, bewegt kein Glied.

Ausser etwa, wenn ein Muskel zuckt, ein Laut ihm auf die Lippen tritt: aber das alles vollzieht sich fast unabhängig von seinem Willen.

Und plötzlich ist es da!

Wo? Von wo?

Wie zwischen innen und aussen, in irgend einer ungewöhnlichen Raumdimension. Wie aus einem Nebel löst sich ein süßes Gesicht mit

grossen, dunklen, mystisch fröhlichen Augen, zwei lachenden Lippen und zwei blanken blitzenden Zahnreihen dazwischen. Und jetzt ist es eine ganze, selbstständige Person! Sie!

O, wie glücklich er ist, dass sie ihn doch nicht allein lässt!

Und jetzt ist sie ganz dicht bei ihm. Er spürt die Wärme ihres Körpers und den Druck ihrer Hand auf seinem Unterarm, und sein Körper reflektiert ihre lebhaften, muntren Bewegungen, wie sie neben ihm hinaussieht, nickt und lacht, lacht, in ihm, o, so ein glückliches, helles, herzliches Lachen!

Seine Augen blitzen und seine Backen röten sich.

Sie ist jetzt still. Ihre weiten Augen nehmen nur gierig den herrlichen Blick in sich hinein, und wie in erstarrter, stauender Lust ist ihr Mund geöffnet.

Er betrachtet sie. Still, mit einem unaussprechlichen Wohlgefallen, mit einem tiefinnersten, ruhigen Glücksgefühl.

„Gefällt dir’s?“ fragt er halblaut nach einer Weile.

Sie nickt, biegt den Kopf hintenüber, kneift die Augen zusammen, dreht ihm ausgelassen wie ein Schulmädchen eine lange Nase, baumelt mit den Beinen vom Fensterbrett herab, fängt an, mit ihm zu koquetieren. Weit öffnet sich ihr sein Herz.

Weshalb ist sie nicht immer so? Denn oft quält sie ihn bis aufs Blut, peinigt ihn mit den entsetzlichsten, abscheulichsten Vorstellungen, rast wie eine Mänade, foltert ihn wie ein Teufel. Will er eine Erklärung, so führt sie ihn mit dunklen Worten in die Irre, die ihn zur Raserei treiben. Und dann weint sie wieder, weil er sie nicht verstehen will. Sie will ihn zu sich hinüberhaben; das ist es. Ihre gute Laune reisst ihn hin. Er springt vom Fensterbrett herunter, geht mit freien Schritten durch das Zimmer, singt, tritt zum Flügel und spielt ein paar übermütige Läufe.

Da! Ein leiser Lufthauch an seiner Ohrmuschel! Er wendet sich mit einem leichten Schreck.

Sie sieht ihm über die Schulter, und es wispert an seinem Ohr. Mit eins überkommt ihn eine unbändige Sehnsucht.

„O komm doch ein einziges Mal aus mir heraus!“

Er weiss, dass sie es wohl kann. Oft, wenn er’s nicht vermutet, hat sie’s gethan; nie aber, wenn er darum bat.

„Du würdest Dich fürchten!“

„O nein!“

„Doch! Du würdest furchtbar erschrecken!“

„Aber nein doch?!“

„Ja, aber ich!“

„Ach so!“

Es kichert.

Müde schleicht er wieder zum Fenster hin.

Das ist das Rätsel! Warum ist sie so furchtbar eigensinnig und kapri-
ziös?

Es ist so: sie will, dass er sich das Leben nimmt. Nur dann will sie
sich ihm geben, ganz und gar. Er beginnt zu grübeln.

Plötzlich dämmerts ihm. Teufel!! Wieder hat er sich hinreissen las-
sen! Es ist und ist nur seine Einbildung! Sie existiert gar nicht selbstän-
dig! Seine Einbildung! Einbildung! Er will von ihr loskommen! Er
muss! Er kann es!

Ganz genau geht er alles durch, kontrolliert. So und so kommt der-
gleichen zu Stande. Dass diese Hallucination so ungeheuer plastisch
und vielseitig ist, darf ihn nicht verwirren. An alles erinnert er sich, was
er über solche Krankheitsfälle gelesen hat, und an die Art, wie man ih-
nen zu begegnen pflegt.

Er rafft sich zusammen, beginnt, sich im Zimmer umher zu beschäf-
tigen, zu ordnen, die Lippen zusammengekniffen, die Brauen gegen
einander gezogen.

Aber plötzlich sieht er sie wieder. O, so deutlich! Ihre dunklen Augen
sehen ihn tieferschrocken an.

„Lass mich!“ Wie rasend hat er's geschrieen.
Nicht laut. Sofort hat er sich im Zaum gehabt. Was soll die Wirtin von ihm denken! Aber in
seiner Wut greift er nach einem Gegenstand und schleudert ihn gegen
die Wand.

In diesem Augenblick hört er von draussen her ein Gelächter. Es ist
die Wirtin, die sich im Garten mit einer vorübergehenden Person un-
terhält. Er streicht sich über die Stirn und sieht sich um. Ihm ist, als ob
er aus einer Hypnose erwachte. Er atmet auf, ist frei. Völlig frei.

Er sieht nach der Uhr, nimmt ruhig Stock und Hut und verlässt das
Zimmer. Wie er durch den Garten geht, grüsst er höflich die Dame, und
begiebt sich dann ins Hotel, um zu Mittag zu speisen.

2.

Er hat gegessen, hat Kaffee getrunken, sich eine Cigarre angezündet, fühlt sich durchaus ruhig, ja behaglich, und beschliesst, einen Spaziergang zu machen.

Hinter dem Hotel weg schlendert er in den Wald hinein, hinunter zu dem Erlengrund, der sich mit seinem Bach weit in die Gegend hineinzieht.

Mit verlorenen Strahlen zittert die Sonne in dem jungen Laub und spielt mit lila, hellvioletten und braunen Lichtern über den blanken Weg. Der Bach rauscht, blitzt und schäumt, und er geht und geht, ganz erfüllt von seiner Umgebung. Hin und wieder bleibt er stehen, sieht einem Eichkätzchen zu, das einen Buchenstamm in die Höhe schlüpft, beobachtet einen Vogel, eine Eidechse, die Formation eines Baumes, das Spiel der Farben auf seiner Rinde, sieht hinauf zu den hohen Wipfeln, die im blauen Himmel zittern, und geht wieder weiter.

Er summt sich ein Liedchen, laut fröhlich mit dem Stöckchen vor sich hin, und freut sich über das stramme Sausen des Hiebes. Er denkt an seine Bücher, an eine wissenschaftliche Arbeit, die er vor einiger Zeit begonnen hat, kommt in ihre Gedankengänge, spinnt sie weiter, und wie er eifrig wird und mehr und mehr sich konzentriert, gelangt er zu dem Entschluss, sie gleich nach seiner Rückkehr in die Stadt weiterzuführen und zu vollenden.

Der Grund ist zu Ende. Er steigt einen Hügel hinauf, kommt auf einen breiten Waldpfad.

Einen Augenblick steht er still. Es ist ihm, als vermisste er etwas. Irgend eine leichte Unruhe. Er thut ein paar hastige Züge an seiner Cigarre. Ach richtig! Der Bach rauscht nicht mehr, und hier oben ist es so still. Es ist der Uebergang.

Er atmet auf und geht weiter. Er trifft Leute: Spaziergänger, Holzfäller. Eine Holzfuhre kommt ihm entgegen. Bauern begegnen ihm. Er grüsst, wird gegrüsst, plaudert im Vorübergehen. Alles das macht ihn immer fröhlicher, und wie er so durch den schönen Wald geht, ist er der besten Hoffnung voll . . .

3.

Es ist Abend. Müde von der langen Wanderung sitzt er in seinem Zimmer und sieht in die Dämmerung. Ein Wind hat sich aufgemacht und rauscht im Kamin.

Er hat seine Freude an dem schönen Blick, der Abendfrische, dem Kleinleben auf der Gasse.

Plötzlich fühlt er ein Vermissten. Ein Verlangen, Vermissten . . .

Er hat Durst? Er geht und trinkt. Nein! Es bleibt dasselbe.

Er zündet sich eine Cigarre an. Nein! Auch das ist es nicht! Trotzdem raucht er weiter, stöhnt, nimmt ein Buch und setzt sich ans Fenster.

Eine Seite. Noch eine. Nein: er begreift nicht, was er liest. Ein Fieber ist in ihm, eine Unruhe.

Ach was! Er w i l l! Noch eine Seite! „Aber so lass mich doch lesen!“ — Er ist aufgesprungen und hat das Buch zornig von sich geschleudert. Laut geschrien hat er das nicht. Wieder hat er's gleichsam nur in sich hineingebrüllt.

„Nein! Du sollst mit mir plaudern!“ Sie spricht es mit seinen Lippen, und in sich sieht er ihr süßes, schmollendes Gesicht.

„Plaudern!“ wiederholt er verdriesslich im Hin- und Hergehen.

Sie folgt ihm und neckt ihn. Sie lacht unbändig, ruft ihn bei einem Kosenamen, den sie sich aus seinem Vornamen zurecht gemacht hat, tänzelt vor ihm her wie eine Ballettänzerin, macht allerlei Schnurren und Firlefanz, zeigt ihm über die Schulter weg ein spasshaft hochmütiges Gesicht. Sie löst sich die Haare auf, lässt ihre lange Flut durch die hochgehobenen Hände laufen, trippelt mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, thut, als wenn sie ihn in leidenschaftlicher Zärtlichkeit umarmen wollte. Nun bleibt sie dicht vor ihm stehen, und sieht ihn bittend mit einer überaus holden Scham, äusserst verführerisch von unten auf an.

„Nun, willst du nicht mit mir plaudern?“

Er lächelt.

„Ach, du wirst dann gleich so merkwürdig! Man kann ja nicht vernünftig mit dir plaudern!“

„Willst du nicht mit mir plaudern, mein Teurer? Mein Lump, mein Dummer? Mein überaus teurer Heini?!“

Ah, er merkt nun wieder ihre Ironie. Die Zornader schwillt ihm. Sie lacht, aber nun wird sie zärtlich. Sie drückt sich gegen ihn, überhäuft ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Er seufzt. Er fängt an, seinen Zustand zu kritisieren. Ja, sie ist es! Zug für Zug, wie er sie gekannt hat! Nur nicht dies unsinnig Dämonische, dies geradezu Satanische hatte sie im Leben, wenn sie auch mitunter ein rechter, kleiner, capriziöser Kobold sein konnte.

Erinnerungen kommen, ganz normal, und machen ihn weich. Tief von innen kommt es wie Thränen in die Höhe. Damit stellt sich aber auch schon wieder ihre körperliche Plastik ein, ihre hallucinatorische Gewalt. Er sieht sie.

„Einbildung bin ich? Wie, mein Lieber? Sieh doch! Bin ich wirklich deine Einbildung? Wirklich?“

„Nein!“ Er sieht sie an, versinkt in der Seligkeit ihres Anblickes. Und nun kommt sie auf ihn zu, hängt an seinem Hals, weint, liebkost, schmeichelt, bittet, beruhigt, lächelt wie ein Kind, das Dummheiten gemacht hat und mit allerlei reizenden Gebärden Verzeihung erschmeicheln will.

„O, wenn man doch vernünftig mit dir plaudern könnte!“ sagt er traurig.

Er hat oft Versuche gemacht. Aber grade, wenn er beginnt, recht unbefangen zu werden wie früher, als sie noch lebte, dann wird sie sofort unerträglich. Ja, sie kann dann wohl plötzlich rasend werden vor Wut, kann ihm die unsinnigsten Schimpfworte ins Gesicht schleudern, ihn ganz unvermittelt auf das abscheulichste peinigen. Bis er müde und zerschlagen daliegt, stumpf und dumm wie ein Blödsinniger, stundenlang, und vor sich hinbrütet. Dann kommt wohl die Sehnsucht nach Erlösung. Er versteht sie dann. Sie will ihn bei sich haben. Das ist es.

O, er ist träge, feige! Ist nicht im Stande, sich von all dem Plunder um ihn her frei zu machen und zu ihr zu kommen!

Aber ist sie's nicht selbst, die ihn hindert? Wie oft hat er die Giftflasche in der Hand gehabt, den Revolver angesetzt! Und da plötzlich ist sie da, irgendwo in seiner Umgebung, in einem Weibe, das plötzlich vor ihm auftaucht, oder irgendwie, und hält ihn zurück von seinem Vorhaben! Warum narrt sie ihn so? Und dann überkommen ihn Wutanfälle, in denen er alles um sich her zertrümmern könnte, in denen er morden könnte! Ja oft, wenn er mit den Zähnen knirscht und die Fäuste ballt, erlöst ihn die wahnsinnige Vorstellung, dass seine Hände

ihren Hals umklammern, und er sie zu Tode würgt für die unsagbaren Qualen, die sie ihm verursacht.

Er sinkt in einen Sessel. Dunkler und dunkler wird es draussen und im Zimmer. Das Leben erstirbt. Gross und hell kommt der Sommermond drüben über die Bäume herauf und scheint ins Zimmer.

Und wieder hört er den Wind im Kamin.

Nein! Nicht der Wind! — Eine Stimme! — Lockend, lockend! — Jauchzt, weint laut auf . . . Das Herz pocht ihm gegen die Rippen.

Worte, deutliche artikulierte Worte, Sätze und Pausen dazwischen. Er lauscht, und dann, plötzlich, ruft er aus der Tiefe seiner Sehnsucht und Verzweiflung: „O, mach' ein Ende! Ich kann nicht weiter!“

„Komm! Komm!“ ruft es drüben. Wie Lachen und Weinen ist es zugleich.

„Wann denn?!“

Es schreit seinen Namen, und er sieht weitgebreitete Arme, und in den Nacken gebeugt in der Flut langer, aufgelöster Haare ein glühendes Gesicht mit dunklen, blitzenden Augen.

„Wann denn?! Wann?!“

4 .

Nein! Rettungslos ist er diesem Banne verfallen. Er will nun auch schon gar nicht mehr von ihm los. Unglücklich fühlt er sich, kommt er für Augenblicke zum Bewusstsein der Wirklichkeit um ihn her und ist er „frei“.

„Frei!“ O, mein Gott! Er muss über diese Freiheit lachen.

Ausser allem Zweifel steht es ihm: irgendwie, irgendwo ist sie bei ihm, sie, sie selbst. Aber wie kommt er zu ihr? Wie wird er ihres Besitzes froh?

Nein! Es ist so! Er muss sich töten!

Tod! Mein Gott, was für ein dummes Wort! Und er fasst den unwiderruflichen Entschluss, ein Ende zu machen.

Er holt sein Revolveretui aus dem Reisekorb, ladet die Waffe, steckt sie in die Seitentasche.

Es lächelt aus ihm heraus, und das Herz klopft ihm zum Zerspringen vor Erwartung.

Den Hut! — Draussen im Wald! —

Aber auf dem Flur bleibt er stehn. Wie angewurzelt. Die Wirtin, die die Treppe aus dem Garten heraufkommt, sieht ihn und bietet ihm die Tageszeit. Leise, gänzlich verwirrt, erwidert er ihren Gruss.

Da ist sie! Da steht sie vor ihm! Sie! . . . Das sind ihre Gesichtszüge, ihre Augen; und sie sehen ihn so wunderbar an.

Sofort geht er auf ihre Marotte ein und behandelt sie, als ob sie die Wirtin wäre. Unterhält sich mit ihr, als mit der Wirtin.

Sie reden über das Wetter, über dies und das. Er ist ungewöhnlich gesprächig, neckt sich mit ihr, treibt Scherz. Aber seine Augen haften an den ihren mit einem festen Blick, der sagt: Nun, ich weiss ja! . . .

Da, mit einem Male, spürt er, dass die Wirtin — die Wirtin! — verlegen wird. Sie schweigt, senkt den Blick, dann nickt sie, lächelt und tritt mit irgend einem Vorwand von ihm fort in ihr Zimmer.

Ah so! So nasführt sie ihn immer! Er sieht ihr nach, dann pfeift er und geht hinaus.

Also denn anders! — Hinter dem Hotel weg, dem Wald zu.

Aber ein Hotelgast redet ihn an, fragt ihn nach einer Strasse. Ein Mädchen kommt ihm entgegen und bietet ihm Erdbeeren zum Kauf an. Er kauft, spricht mit ihr, in der Hoffnung, dass sie sich ihm offenbaren will; denn wieder sind es ihre Augen, ist es ihr Gesicht.

Nun weiss er! Also doch! In irgend einer weiblichen Person wird sie ihm begegnen. Hier, hier wird er sie bekommen.

Und nun kommen Tage des Suchens . . .

5 •

Immer wunderlicher wird es um ihn her.

Durch irgend ein Wunder ist er in einer Zwischenwelt zwischen dieser und einer andern. Gegenstände, Tiere, Menschen erscheinen ihm so sonderbar. Sie haben andre Farben und Umrisse. Oft sieht er um Gegenstände, um Körper einen leisen, regenbogenfarbenen Schimmer. Wie in einer Traumwelt fühlt er sich. Menschen und Tiere haben so wundersam tiefleuchtende Augen. Ganz anders wie sonst. Und bald sind sie hässlich, bald ist selbst das Hässliche so unaussprechlich schön. Alles hat so etwas Visionäres.

Und dann beginnt er wieder Zeichen zu sehen. Die Art, wie Strohhalme, abgebrochene Zweiglein auf dem Wege liegen, wie sich Aeste und Zweige eines Baumes verschlingen, Figuren in Büchern, Bilder, bezie-

hungsvolle Worte und Sätze, die er in Büchern aufschlägt, Worte, die Leute zu ihm sprechen, mit denen er redet, die Art, wie sie sich gebärden, ein sonderbar beziehungsreiches Leben in ihren Mienen, in den Bewegungen selbst eines Tieres, ja in irgend einem toten Gegenstande: die ganze ihn umgebende Welt gewinnt ein so sonderbares Leben, Und nicht, dass er das suchte: eine rätselhafte Gewalt scheint ihn darauf aufmerksam zu machen, seine Blicke, seine Sinne hinzulenken.

Und dann zeigt Sie sich ihm. Immer unverkennbarer.

Mehr denn einmal, täglich bemerkt er sie. In dieser Zeit geht er eines Vormittags durch den Wald. Er weiss, dass er sie heute finden wird.

Verschiedentlich hat sie sich ihm schon gezeigt; nur noch nicht durchaus deutlich. Es ist immer so ein Augenbann. Plötzlich, eh' er sich's versieht, versinkt sein Blick in ihrem dunklen Auge.

Ah, die Zukunft! O, was wird er vor sich bringen! Wie werden sie leben!

Er weiss, daran soll er nicht denken! Das mag sie nicht! Oft hat sie ihn bis aufs Blut gepeinigt, wenn er ihr verwies, dass sie ihn so oft bei seinen Beschäftigungen störte. Nur er und sie. Alles andre ist durchaus Nebensache, durchaus belanglos. Aber doch . . . Hundert sonnenhelle Vorstellungen steigen vor ihm auf. Das Leben wird ihm wieder einen Wert bekommen. Wie andre wird er gestaltend in seinen Verlauf eingreifen, mit Ideen, Thaten, Plänen und freudiger, unbeirrter Thätigkeit, die ein Kraftüberschuss ihrer Einigung ist. Ueber allen Menschen und Wesen werden sie sein mit ihrer grossen, einzigen, unvergleichlichen Neigung und Einigung! . . .

Er geht und geht und spinnt diese Gedanken unter einem heimlichen Lachen vor sich hin. Und der Wald ist so wunderbar grün, und seine Stämme wie Phantome einer überirdischen Schönheit, und es ist so morgendlich frisch und singt um ihn her mit tausend geheimnisvollen, glockensüssen Stimmen.

In ihm aber ist sie ganz still. Nur ein einziges Warten und Hoffen ist in ihm. Und da, wie er um die Waldecke biegt, hält es ihn.

Er steht da; regungslos.

Sie!!!

Dort geht sie vor ihm her durch wechselnde Schatten und Lichter, die Waldschneuse hin! Ein gelbbraunes Staubmäntelchen weht in der Morgenluft um sie her. Unter dem hellen Sonnenschein hervor sieht er deutlich ihr reiches Haar. Es ist ihr Gang, ihre Gestalt; es sind ihre Be-

wegungen. Wie sie geht, wippt ihr das Strohhütchen hin und her, das ihr am Band vom Ellbogen niederhängt. Sofort biegt er in die Schneuse ein.

Wie sie in ihm kichert! Wie golden! — Wie ihr das Herz in ihm schlägt vor Aufregung, dass er sie da so mit einem Male leibhaftig vor sich hergehen sieht!

Aber noch ist er misstrauisch. Wenn sie ihn doch wieder narren würde? Aber da bleibt sie stehen, wendet ihm ihr Gesicht zu. Sie hat seine Schritte gehört.

Ihre Augen! Sofort erkennt er ihre Augen und ihr Gesicht. Das Herz klopft ihm bis in die Kehle herauf.

Aber er nimmt sich zusammen. Er sieht es ihr an: sie wird so und so heißen, die und die sein, eine Dame, deren Bekanntschaft er hier zum ersten Male macht. So will sie's ja nun mal! . . .

Hahahaha! Wie sie sich verstellen kann! Trotzdem macht ihm das Freude.

Wie höflich überrascht sie ihn anlächelt, nun er so auf sie zukommt. Er zieht den Hut, redet sie an. Sehr höflich und korrekt. Aber in ihm brüllt es vor Freude.

Sie kommen in ein Gespräch, wie sie neben einander hergehen.

Ah! Die Ruhe! Die Ruhe! — Das ist die Ruhe! — Wie das ist! Wie wunderbar! Wie an sie gefesselt fühlt er sich, wie durch einen magnetischen Strom. Als ein wonnig frisches, unsagbar wohliges Gefühl, lindernd, sänftigend, kräftigend geht es ihm durch seine Nerven. Als ob sie verwachsen und wesenseins würden ist es ihm.

Mann und Frau! Ich und du!

Mann-Frau! Ich-du! . . .

Natürlich spricht er so unbefangen, so ruhig mit ihr, als lebten sie seit langer Zeit mit einander verbunden; seit langer, langer Zeit! — Und dann schweigt er, eine ganze Weile lang, fast ohne sie zu beachten; wie sich das von selbst versteht zwischen zwei Leuten, die sich so von Grund aus kennen.

Ueberrascht lächelt sie ihn an, ein wenig verlegen, räuspert sich und sucht mit etwas ungewisser Stimme die Unterhaltung wieder in Fluss zu bringen.

Ihr Lächeln macht ihn stutzig.

Aber er besinnt sich. Sie spassen ja. Sie heisst so und so, ist die und die. Das liegt in ihrem Lächeln. Richtig!

Und nun erwidert er und geht wieder auf die Situation ein.

Richtig! Sie spielen Dame und Kavalier, und er muss sie unterhalten! Aber warum ist sie so grausam? So lange, lange waren sie getrennt, und nun dieses dumme Spiel! Warum?

Wie muss er sich bändigen mit seinem ganzen Willen, um mit ihr von diesen dummen Nichtigkeiten zu schwatzen und sie nicht sofort gegen sich zu pressen, fest, unlösbar fest!

Aber er bezwingt sich. Nur das er sehr gesprächig wird, und dass seine Gesprächigkeit etwas Nervöses bekommt.

Und wieder sieht sie ihn an, lächelnd, wie vorhin.

Wie ihn dies Lächeln m a r t e r !!! — Warum lächelt sie so!! — Ihm ist, als müsse er laut aufbrüllen vor Schmerz und Unruhe. Und zwischen ihnen dies elektrische Flirren! Jede Fiber bebt ihm.

Aber immer wieder findet sich ein lösendes Wort. Und im Ganzen ist er ruhig, still! O ja! . . .

Und — ah! — mit einem Mal merkt er, wie das Gespräch sich ändert, wie es wärmer, interessierter wird! In irgend einer Sympathie haben sie sich gefunden! Nun ist es nicht mehr Dame und Herr: es ist schon mehr so etwas wie Freund und Freundin.

Freund und Freundin! Hahahaha! . . .

Er lacht und sie lacht mit.

Er hat das Gefühl, dass irgend eine Wendung im Gespräch dies gemeinsame Lachen motiviert habe und freut sich, wie schön auf einmal alles passt und sich belebt, wie schön nach den nun einmal gelten sollenden Umständen sie sich allmählich zusammenfinden!

Und nun plaudern sie weiter. Mit wirklich lebendigem, inneren Anteil. Irgend so einen Stoff haben sie, ein Thema, so eine ergiebige gemeinsame Sympathie, die ihre Seelen als Gelegenheit benutzen, sich zu einigen.

Sein Herz strömt ihr entgegen, ungeduldig, aber doch sich bescheidend.

Sie spricht s e h r interessiert. Sie haben sich ihre Namen genannt; eben so ein paar Namen; lächelnd, heiter, das Ceremoniell bewahrend.

Ihre Wangen glühen, ihre Augen leuchten. Wie herrlich schön sie ist!! —

Still geht er neben ihr her, hört ihr nur immer zu. Ganz ist sie nun aus ihm heraus und ausser ihm leibhaftig und selbständig geworden.

Es durchfährt ihn so: Adam und Eva im Paradies. Noch sich fremd, wie sie eben seinem Fleisch und Bein entnommen, und doch unter dem süßen Zwang einer höchsten Bestimmung, gleich und innig verbunden, einsam, zwei-allein in der Unendlichkeit der Schöpfung.

So gehen sie durch die Schneuse und machen immer mehr „Bekanntschaft“ mit einander im ernstesten Spiel.

Aber das ist eben so das äusserliche, der Zwang irgend eines Gesetzes, unter dem sie stehen und das zu respektieren sie gezwungen sind. Das ist der Schein der Alltagswelt.

In ihm ist es anders, und aus sich heraus sieht er eine andre Welt, leuchtend in mystischer Schöne und Herrlichkeit! Fast grausig ist diese frische, junge Pracht. Ihm wird taumlig davon.

Mechanisch rühren sich seine Glieder und bewegt er sie, so wie es zweckmässig ist, und seine trunkenen Blicke gleiten in diesem Taumel instinktmässig hinüber, um in dem tiefen, stillen Dunkel der ihren Ruhe zu finden.

Plötzlich ein weiter Glanz. Sie stehen auf kahlem Berge, und ringsum stürzen weit die sonnigen Wälder in die rauschende Thaltiefe.

Mannhaft steht er neben ihr und sieht hinein in das weite Grausen der herrlichen Einsamkeit, sicher seines Besitzes.

Sie stehen da, sind Windrauschen, Sonne, Wipfel,
Getön, endlose Weite und Tiefe. . .

Leise, kaum merklich, ein Zupfen.

Sein Arm . . . gleitet . . . Traum! —

Ihr Auge! Lächeln! Ein Laut!

Ah! Er . . .??! . . . Ihr lächelnder, erstaunter Blick??! . . . Ihr ist . . . Er ist so . . . So bang sieht sie aus? . . .

Plötzlich kommt er zum Bewusstsein, was eigentlich zwischen ihnen vorgeht.

Ihre kleine Hand ruht auf seinem Arm und sie sprechen von der Aussicht. Nun ja!

Er lächelt — ein wenig bitter. . .

6.

Also natürlich! Es soll eben so der regelrechte Verlauf eines zufälligen Liebesabenteuers werden ! . . .

Man lernt sich kennen, hat so viel unmittelbares Gefallen aneinander, dass man ein gleichgültiges Gespräch anknüpft; man sucht und findet währenddem Berührungspunkte, trifft sich öfter, findet ihrer immer mehr, das Verhältnis wird immer kameradschaftlicher, freundschaftlicher; körperliche Berührungen verlieren immer mehr an Zufälligkeit, wie die der Seelen und der Sympathieen zunimmt, nun u. s. w.

Das sagt er sich und geht darauf ein. Sie will es nun einmal so. Es ist nun mal ihre Caprice, sich in dieser Weise, in dieser Gestalt gleichsam zu materialisieren.

Im Ganzen fühlt er, dass sie nun aus ihm heraus und dass er frei ist. Es scheint, als wolle er „gesund“. In ihm ist jetzt nur noch ein unausgesetzter Trieb zu ihr, die also nun so und so heisst, die und die ist, ein Trieb, der ihn zwingt, jede geringste Gelegenheit zu benutzen, mit ihr — o endlich! — so, in dieser Weise, körperlich zusammen zu sein.

Das geht so ein paar Wochen lang. Sie, die so und so heisst, die und die ist, gewahrt seine entschiedene, drängende Neigung. Von Gestalt ist er ein ganz wohlgebildeter Mann mit angenehmen Zügen. Sie ist nur zu wenig von Stein und Erz, das Weib erwacht in ihr bei seinen ungestümen Werbungen mehr und mehr mit all seinen Geschlechtsinstinkten.

Nur hat er ab und zu für sie etwas Verwunderliches.

Mehr und mehr. Aber sobald er ihr ein leises Befremden anmerkt, richtet er sein Benehmen danach ein, so dass ihr nichts von seiner irren Idee offenbar wird.

Aber doch: etwas bleibt zwischen ihnen, das sich in ihre Einigungen mit einem wütenden ungestillten Sehnen hineindrängt: das Gewesene, das Alte, und dass sie im Grunde nicht völlig die Frühere werden will. . .

Immer mehr spürt er, wenn er allein ist, dass sie wieder in ihm ist, und von Tag zu Tag mehr wird sie ausser ihm zu einer völlig fremden Person.

Und es kommt zum Bruch. . .

7.

Mit einem dummen, blöden Lächeln hat er ihr eines Tages den Abschiedskuss gegeben, irgend so eine Berührung, bei der er nichts gefühlt hat als Scham und peinliche Verlegenheit.

Er entsinnt sich, dass ihre Lippen ein wenig feucht waren von Speichel, und das ist ihm direkt widerwärtig gewesen. Er musste sich nachher eine Cigarrette anzünden, um diese peinliche Empfindung direkten Ekels zu betäuben.

Als er auf der Gasse ist und zwischen den Villengärten hingeht, hat er so einen unangenehmen faden Geschmack die Kehle herauf und die wunderliche Empfindung, als müsse er in einen Haufen zusammensinken. Ganz mechanisch, willenlos, mit gebeugtem Rücken und schlaffen Gesichtszügen schleppt er sich vorwärts, sieht nichts, hört nichts und sein ganzes Denken löst sich wie in einem Nebel.

Aber allmählich reagieren seine Nerven wieder, und wie feine elektrische Ströme dringen äussere Wahrnehmungen in die müde, träge Masse, die er ist. Das Schreien eines Kindes, ein Lachen, ein Gespräch, eine grelleuchtende Blume, das Rattern eines Wagens, ein Hundegeschell peitschen ihn gleichsam wieder lebendig.

Am Abend, wie der Mond schon über die Berge heraufsteigt, findet er sich in seiner Wohnung müde und doch nicht müde, munter und doch nicht munter. Mit seiner Cigarre sitzt er am Fenster, weiss nicht, was er anfangen soll, starrt in die Dämmerung.

Nur einen Gedanken hat er noch: dass es nun doch das andre ist, und dass er sich töten muss.

Draussen ist es prächtig. Die herrlichste Sommernacht! Die ganze Umgebung ist ein einziger blauer Lichtnebel. Die Häuser ruhen drin mit grellweissen Wänden. Bäume, Büsche, Gras, Blumen: alles so schemenhaft mit gelösten Umrissen. Mit schweren Düften kommt es zum offenen Fenster herein.

Und wie er dasitzt mit sonderbar wachen Sinnen, die in endlose Fernen hineinlauschen, allerfeinste Licht- und Luftbewegungen, feinstes Wechseln der Temperatur wahrnehmen, sehen, was sie sonst nicht sehen können, hören, was sie sonst nicht hören: webt es sich wieder so wundersam und eigen in seine Umgebung hinein. Stimmen hört er, Flüsterworte, sieht Gesichte und Gestalten, die andringen und

nebelhaft weichen, fühlt Berührungen, zarteste Berührungen, wie warmen Hauch küssender Lippen. Mit seinem Haar spielt es. An seiner Brust der Schlag eines Herzens im Doppeltakt mit dem seinen, und ein warmer Druck, der seine Hand umspannt, und das hüpfende Pochen eines Pulses.

Mit wildweiten Augen, lächelnd, blickt er vor sich hin, sieht sie und sich. O, wie vernünftig und gut sie ist!

Aber nun sieht er sie anders.

Fern von ihm steht sie da, er weiss nicht wo, den Kopf wild zurückgebogen, mit krampfhaft nach unten gezerrten Mundwinkeln, die Haare wirr-phantastisch um den Kopf herum, Kehle und Kinn vorgepresst, die Arme weit ausgebreitet, die Augen wild und starr auf ihn gerichtet.

Deutlich hell-marmorweiss sieht er sie gegen einen dunklen Grund.

Und nun löst sich ihre grausige Starre. Sie kommt auf ihn zu. Wie in einer Ohnmacht sinkt er gegen die Lehne seines Sessels, fühlt, wie Glieder wild und warm sich an seinen Leib pressen, hört eine Stimme, die weint und ruft . . .

Er rafft sich in die Höhe und rennt in höchster Erregung durch das Zimmer. Seine Brust keucht, seine Augen rollen, sein Mund schäumt und stammelt, und er ballt die Fäuste in den Taschen, um nicht aufzubrüllen.

So rast er durch das Zimmer, bis die Schenkel ihm schwer werden und er mit schwindenden Sinnen wieder in den Sessel sinkt.

Den Arm schlaff über die Seitenlehne, mit vorgeneigtem Kopf, sitzt er und sinnt, sinnt! Lacht! . . .

Es ist einer von den wunderbaren Augenblicken. Alle Geheimnisse entschleiern sich, alle Widersprüche lösen sich in ihnen. Erkenntnisse thun sich auf, Gewissheiten über die höchsten und letzten Dinge, unmittlere Gewissheiten — Einsichten, wie sie dem religiösen Wahnsinn der ersten Blutzeugen des Christentums vergönnt waren.

Wenn man sie in Worte fassen könnte, in eine neue, intimere Sprache! sagen könnte: Glaube! und man müsste glauben, müsste! müsste! weil es so neu und wunderbar ist!

Wie eine neue Ueberzeugung ist es, die Neu- und Wiedergeburt der Religion! Der Religion!! — Alle Errungenschaften der Wissenschaften, alles, alles mündet in sie wie in einen grossen, unermesslichen Ozean!

Aber immer Ich und Du! Das ist alles! So unaussprechlich schlicht und einfach ist dieses Evangelium! Ich und Du! Gott, Diesseits und

Jenseits, Welt, Leben und Tod, Geburt und Wiedergeburt, Himmel und Hölle, Endlichkeit und Ewigkeit: alles, alles ist darin! Aller Not und Frage Antwort und ein Gewähr!

Lange sitzt er da in dieser Versunkenheit, umspielt vom weissen Mondlicht, in den schweren, süssen Blumendüften, die von den Beeten der Vorgärten hereinströmen. Ganz erfüllt ihn eine stille Heiterkeit, ein weisser, keuscher Frieden.

Langsam erhebt er sich endlich. Leise, immer auf dem Teppich hin und wieder.

Er denkt sich, wie es sein wird. Mit ungeheuren sanftsausenden, tief-schwarzen Schauern und Kreisen, wie das ruhige Schwingen ungeheurer, gigantischer Fittiche, wird ihn der Tod umrauschen, näher und näher. Immer dichter wird es ihn umhüllen, mit sanftem, unendlich-heiligen, herrlichen Grausen. Immer tiefer werden seine schwindenden, hindämmernden Sinne in diesen schwarzen Frieden sinken. Und dann wird es aus ihm erwachen, auftauchen aus dem milden, mütterlichen Schauern dieser grundlosen Finsternis ... O Licht, da Niemand hinzukann! ...

Hindurchdringen, auftauchen in ein hellgleissendes, weisses Licht einer neuen Endlichkeit, mit jenem Schrei, jenem schwachen Ohnmachtsschrei des Neugeborenen in eine neue Endlichkeit: Es, Er, Ich! ... Ich als Ich! ... Dann wird er sie finden. Dann! Irgendeinmal! Sie werden einen neuen Leib haben, irgend eine Form. Blume, Tier werden sie sein! O was?über dieses Begreifen geht es hinaus und diese Endlichkeit! Und dann werden sie dieses geeinigten Daseins froh werden! Dann! Irgendeinmal! ... Aber immer Ich und Du! Es giebt nichts Andres! ...

Unter innerlichstem Lachen tritt er an denFlügel und öffnet ihn. Es geht über die Worte und Gedanken und will Ton werden, Ton ! ...

Seine Hände gleiten über die Tasten.

Leise greift er stille, wunderlich-mystische Akkorde im Dreiklang. Und aus ihm, immer voller, rauschen Harmonieen. Er, Es, dieses Unbewusste,

das über sein winziges Bewusstsein ist, heraus aus der Ueberfülle, dem unendlichen Reichtum ewiger Erfahrungen!

Wieder steht der Mond drüben rund überm First der Villa und macht das Zimmer taghell.

Lichter und Schatten weben so wunderschön ineinander.

Und, wie er spielt, zeichnet es sich in dem Glast mit feinen Formen: Gewänder, Gesichter, Körper, Glieder, Augen. Ein weisses Flimmern ist es, ein leichtes Weben und Ineinanderrinnen.

Er sieht hin mit einem stillen Lachen, flüstert abgebrochene Worte:
To H Kai Pan! To Apeiron ! Ich ! . . .

Und er lacht, lacht in sich ein starkes, wildfröhliches Lachen aus den Tiefen seiner Seele heraus.

Da! — Er wendet sich gegen das Fenster hin, nicht eben überrascht.
— Ein Ruf! — ... Lauscht! . . . Weisse, rauschende Stille ... Und wieder!
— Ein Ruf! —

Wie Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen in einem. So wildlockend, von so zwingender süsser Gewalt!

Und nun dichtet es sich stärker in dem weissen Lichtgeflimmer und wird Gestalt. Weiss ist es wie Lichtduft und doch rund, geformt, materiell wie Fleisch und zarte schöne Körperlichkeit. Und Augen. . .

Mit weiten, wildlachenden Augen schaut es herein. Haarwellen wogen vorüber. Seine Hände gleiten von der Klaviatur. Sie! —

Leibhaft steht sie draussen am Fenster, ausser ihm. Sein geliebter Wildfang und Totenvogel, der ihn so lange genarrt hat, den er nun endlich, endlich haschen wird.

Hahaha! — Wie ein unbändiges, dionysisches Jauchzen ist es in ihm. Aber er bezwingt sich. Behutsam erhebt er sich und geht auf den Zehen zum Fenster.

Nach ein paar Schritten macht er Halt. Ja: sie wartet, entfernt sich nicht.

Er geht weiter, vorsichtig, als beschliche er einen Schmetterling.

Aber nun weicht sie zurück, und das Gesicht über die Schulter ihm zugewendet, schwebt sie, dicht über dem Boden, nebelweiss über das lichtgrüne Gras des Gartens, schimmert zwischen den Eisenstäben des Staketes hindurch auf die Gasse, bleibt stehen, mitten auf dem mond hellen Fahrweg.

Er sieht sich um. Alle Fenster sind schwarz. Nur in einigen gleisst das Mondlicht. Die ganze Gasse ist totenstill.

Nur ein paar Katzen kreischen und ein Hund bellt von einem Gehöft herüber.

Er schwingt sich aus dem Fenster, eilt durch den Garten, über die Strasse weg auf sie zu.

Aber wie er sich nähert, schwebt sie vor ihm her, wie eine weisse Frühlingswolke immer vor ihm her zwischen den blühenden Gärten, die breite Gasse hinauf im Monddunst, der alles verschleiert, dem Freien zu.

Er lacht nur, lacht aus seinem tiefsten, übermütigsten Herzen heraus.

Hinter Gartenhecken hin, ihr nach. Das Laub biegt sich herüber, hinüber. Licht sickert und flutet hindurch. Und oben das helle Blau mit den tropfenden Sternen.

Und Stimmen! Sie wispern, rauschen, lachen, klingen, und zuweilen kommt es zwischendurch wie ferner Glockenton, rund und wonnig, lacht und lockt. Nachtigallen im Dunkel. Goldregen, Rosen, Reseden.. .

Nun ist er an den letzten Häusern vorbei. Sie ruhen in Blüten und Laub, mit erloschenen Fenstern und lichten Wänden.

Ganz im Freien!

Das Land fällt hinab zum Thal, wogt hinan zu den Höhen. Silbergrün kraust sich kurzwelliges, filziges Gras mit schimmernder Fläche. Weisse und gelbe Blumen dazwischen, leuchten — Funken, von den Sternen niedergesprüht.

Unten fluten die Gefilde in die hellen Weiten. Milchweisse Gebilde drüberhin. Silbrige, gleissende Blitze in verzweigten Bogen und Ecken weben sich über das lichte Flache. Dunkel ballt sich dazwischen, ragt und wächst, starr und gewölbt, spitz, steil und massig rund hinauf, hinauf, rauschend. Aus den Höhen tropft und rieselt es nieder, mit goldigen Strömen in den Fluss, blinkt, blitzt, schießt über seine Fläche in funkelnder Unrast.

Seine Seele hat weite, weite Augen.

Sie — sie führt ihn hinauf über Geröll.

Ueber das kahle, helle Gestein schreitet er wie über das keusche Weiss einer Schneefläche. Unendlich fein sind seine Sinne, fest und sicher seine taumelnden Schritt.

Nun lehnt er an einer niedrigen Mauer.

Weich liegen seine Arme im Moos und gelben Mauerpfeffer. Zu seinen Füßen winselt die Nachtluft durch das Geröll und Steinicht, und neben ihm durch Mauerritzen — wie das hastige Zirpen und Schilfern von Mäusen.

Tief unter ihm aber ruht heimlich die Welt, flutet im Glast und blaut in den Dunst der Fernen hinein. Glitzernde Bäche und Teiche, und der

Fluss. Dicke schwarze Schattenmassen im Lichten.

Ueber die Mauer.

Weiss und kahl schimmert der Hang des Friedhofes. Schwarze Zwergtannen hocken zwischen Grabhügeln und Steinen. In ihren Nadeln ein unaufhörliches, hohles Pfeifen.

Wie er vor dem kleinen Leichenhaus vorbeikommt, sieht er durch das blinde Scheibenviereck. Rechts in der Ecke glotzt ein Schädel. Er lacht.

Drüben auf der andern Seite ihr nach über die Mauer.

Leicht wie ein Nebel vor ihm her führt sie ihn am Hang hin durch alten Edeltannenforst thalwärts.

Die tiefschwarze Nacht der dicken Zweige. Das Knacken eines Astes. Das Rascheln eines Nachttiers. Zartes Mondflimmern über einen Zweig, an einem Stamm.

Ueber eine Lichtung.

Der Himmel drüber, hell mit wenigen Sternen über die schwarz zurückweichenden Baummassen. Bis an die Kniee schreitet er durch weisse, flachgebreitete Nebelschleier.

Mit taumelnden Sinnen vorwärts, empor, hin durch wunderliche Märchenlandschaften.

Sie sind zwei Adler. Einsam kreisen sie hoch über den Wipfelspitzen in den mondlichten Höhen.

Zwei Wesen sind sie: ganz allein in der Morgenfrische einer Schöpfung. Weit und geheimnisvoll mit fast schauriger Pracht sind sie von ihr eingeschlossen und zu einander gezwungen. Nichts als sich selber haben sie in dieser fremden Herrlichkeit und doch alles zu eigen und frei zum Spiel. Und unter Lust und Grauen unterzwingen sie sich diese fremde Welt und machen sie zu ihrem unendlichen Königreich.

Er ächzt und schauert unter der Fülle der Visionen, und ihr Ueberschwang macht sich aus ihm Luft mit einem brüllenden Schrei. Aus der Nacht der Gründe antwortet es mit wildjauchzendem Lachen, das in der Stille erstirbt.

Trunken rennt er den Berg hinab, wie ein Nachtwandler, dem Flusse zu.

Laue Wärme, Kühle, tiefschwarze Nacht und helles Licht. Stimmen vorbei, Gestalten. Klingen. Rauschen. Ferne fremde Länder, längst Gewesenes. Und alles geeint in ein weites, helles, dunkles, endlos weites Sausen. Rauschen, Wirbeln, Wogen und Wellen. Plätschernde Kühle und ein seliges Röcheln —
„Du“ . . .

III. GENESUNG

GENESUNG

Es war nach langen Wochen einer dumpfen, thränenlosen Trauer.

Einem heissen Tag ist eine schwüle Sommernacht gefolgt.

Unmöglich, in den heissen Kissen Schlaf zu finden.

Er wirft die Decke zurück, rückt den Oberkörper in die Höhe und starrt mit weiten Augen vor sich hin ins Dunkel.

Kein leisester Lufthauch von draussen durch das weit offene Fenster. So drückend und dumpf ist die Nacht! In steifer Ruhe ragen die Laubballen

des Gartens: wie Visionen! Und der heisse Duft ihrer Blüten legt sich mit schwerem Druck auf seine Brust.

In müden, öden Bildern kommt die Erinnerung des Tages.

Er steht auf, kleidet sich an und macht seinen Spaziergang.

Hoch brennt die Sonne im glühenden Blau, endlos dehnt sich mit dickem, weissen Staub die Strasse, endlos in das Land hinein. An den hohen grünen Getreidefluten geht er hin, an den Graswellen der Wiesen vorbei, durch den Harzduft der Kiefern zwischen hellgrünem Heidelbeerkraut und Farnen. Die Käfer surren, die Vögel zwitschern, zirpen und flöten. Es klingt hart und grell, tot, scharf, wie wenn ein Kind auf einer Wasserpfeife trillert oder mit seinem Schieferstift über die Tafel schirpt.

Hügelab, hügelab wandert er immer aufs Geratewohl durch kühle Gründe, durch die Bäche rauschen, über Schonungen mit ihren hellgrünen Sprossen, unter jungem Buchengrün. Der blaue Himmel wölbt sich drüber mit grellweissen Wolken, heiss und klar, dass es in die Augen brennt.

Stumpf und tot gleiten Formen, Farben, Laute an ihm vorüber; und immer tief in ihm derselbe Druck in der Herzgegend; und es ist ihm, als sässe da irgendwo das verhaltene Rasen eines wahnsinnigen Schmerzes.

Stundenlang wandert er in das Land hinein, ohne Müdigkeit und ohne Frische durch den ödesten Wald, liegt in dem schaurigen Dunkel der Tannengründe vor einem Quell, sieht, wie die feinen, klaren Wellen kräuseln, gleiten, hüpfen und wirbeln, und sieht es nicht; liegt da, stumm, ohne Bewegung; nur aus seinen weiten Augen starrt seine Verzweiflung.

Er geht zurück durch das Dorf.

Höfe, Häuser, Hütten, Gärten: alles liegt in einem mattlila faden Dunst, der ihm eine Geruchsempfindung weckt wie von irgend einer widerwärtigen Chemikalie. Fein liegt er und staubig über Dächern, Wänden, Geräten, macht alle Farben müde und stockig und giebt ihnen einen leisen Ton der Fäulnis.

Ueberall bemerkt er Flecke und Risse; mit widerwärtiger Deutlichkeit drängt sich ihm alles Schadhafte auf. Kinder, die auf der Gasse umherspielen, stossen ein heisres Gekreisch aus, als würden sie von irgend einer verborgenen Gefahr hin und her getrieben. Die Leute, die er hört, sprechen grell, blicken, bewegen sich hart wie Automaten. Ueberall sieht er Fehler und Hässlichkeiten in ihrer Haltung, ihrer Gangart, sieht Gebrechen, schadhafte, beschmutzte Kleider, schiefe und unförmliche Gesichter mit einer abscheulichen gelben, aschbleichen oder schmutzig carminroten Farbe, die ins Violette spielt.

Dann findet er sich wieder zu Hause. Stundenlang liegt er zwischen Schlafen und Wachen aufs Sopha gestreckt. Aber alles ist so furchtbar still und seine wirren müden Gedanken werden in ihm lebendig- wie mit Stimmen.

In dumpfer Pein reisst er sich in die Höhe, und wieder hinaus, unter Menschen.

Der Lärm der Mittagstafel erlöst ihn; das Summen, Schallen, Lachen, Plappern des Gesprächs, die Geräusche der Essgeräte schaffen ihm Zerstreung. Mitten in all diesen Geräuschen ist es ihm, als wären sie die furchtbar zurückgestaute Schmerzenergie in ihm, die ein wenig Freiheit gewonnen hätte. Das thut ihm wohl. Es geht eine Weile, bis ihm alles wieder tot wird, automatisch, unerträglich. . . .

Dann wieder lange Streifereien in die Einsamkeit und die halbwachen Nächte mit ihren wirren Träumen. . .

* *
 *

Immer dumpfer lastet die Schwüle und die schweren, brütenden Blumendüfte.

Und nun kommt wieder dieses unmögliche Bild.

Er sieht die Tote.

Steifgerecht liegt der Körper in den Linnen. Das weisse, liebe Gesicht sieht spitz aus den Wellen des blonden Haares, der Kopf hat sich starr

hinten in die Kissen, in die goldig seidene Flut gebohrt; das Kinn in die Höhe, mit lächelndem Mund und die zugerückten Augenlider, rund über die Augäpfel gewölbt wie zwei weisse Rosenblätter. Die Gurgel und den Kehlkopf hat der Todeskrampf hervorgepresst. Scharf und schrecklich markieren sie sich durch die weisse Haut.

Nur immer dieses grässliche, unmögliche Bild sieht er, wird nicht mit ihm fertig. Sieht es immer wieder und immer mit derselben furchtbaren Starre seiner Seele, wie es sich ihm einprägte vor Wochen, als er noch müde und staubig von langer Reise an ihr Bett trat.

* *
 *

Regungslos liegt er in der schwülen Dämmerung, ohne Gedanken.

Den Schlund herauf hat er einen hässlichen Geschmack, ähnlich wie Naphtalin-Kampher riecht. Für ein paar Augenblicke weckt er in ihm diewunderliche, grauenhafte Vorstellung, als schwände er hin in einem Zustand der Verwesung.

Nichts lebt um ihn. Alles ist ein weites, trägbebedendes Meer, eine grauenvolle, mystische Einheit, eine einzige träge im Endlosen und ins Endlose rinnende Bewegung. Keine Farbe ist mehr, keine Form, kein Laut: nur ein dumpfes Rauschen, das immer langsamer wird, starrer, stockender.

Müde regt sich in ihm eine Gewissheit: so ist das Sterben.

Er lächelt mechanisch, löscht hin in einen Halbschlummer.

* *
 *

Wie in einer hypnotischen Starre liegt er da, mit hochgezogener Stirnhaut und offenem Mund, wie etwas Unbestimmtem, Unmöglichem entgegenstauend und spürt mit einem Male eine leise drängende Sehnsucht, eine ungewisse Sehnsucht.

So liegt er mit verlöschenden Sinnen in dem stillen, mystischen Rauschen.

Aber nun plötzlich verdichtet es sich, wird schneller, lauter, wird ein regelmässiges dumpfes Pochen, giebt ihm mit einem feinen, elektrischen Prickeln die Empfindung seines Körpers wieder.

Er dämmert mit halbgeschlossenen schweren Lidern.

Da! —

Ein zartes, weisses Schimmern!

Eine Kühle, die gegen ihn herweht über seinen Körper!

Und nun — nun ist es — als dehnten sich — und schwellen — sein Fleisch — seine Muskeln —? — —

Aber es sind Glieder, warme volle Glieder! —

Leise drängen sie sich gegen ihn, schmiegen sich warm an seinen Körper und irgendwo, dicht bei ihm, ist ein zartes, zartes Klingen. . . .

Er ringt.

Seine Sinne suchen sich zu öffnen, irgend etwas wahrzunehmen! —

Langsam, schwer windet sich sein Körper seitwärts nach oben, wie unter einer schweren, warmen Last empor.

Er will schreien vor Grauen und wahnsinnig tollem Verlangen, zu sehen, mit leiblichen Augen, irgend etwas, das er irgendwie sieht, zu sehen mit leiblichen Augen, zu fühlen, tasten, festzuhalten! Aber seine Stimme stockt, sein Atem stickt, seine Kraft schmilzt in einer süssen Ohnmacht und sein Gehör umlullt dieses zarte Klingen.

Aber er — will!!! — Und — auf!! —

Er wacht! — sieht! —

Mit weitaufgerissenen Augen wie in der Starre einer Ekstase sieht er, für den Bruchteil einer Minute.

Weiss weicht es von ihm rückwärts vom Bett weg, langsam gegen das Fenster.

Ein Gesicht, Glieder, ein Gewand.

Zerrinnt, zerfliesst in weissen Schimmer! Ist fort!

Völlig wach!

Nichts! —

Nur das rasende Klopfen seines Herzschlags, der Schweiss an seiner Stirn herunter, und sein verklingendes Wimmern, unartikulierte, gepresste wie das mühevoll ringende Krächzen eines Taubstummen.

Und das graue, tote Zwielflicht! . . .

* *
 *

Im süssen Wahnsinn einer unumstösslichen Gewissheit sitzt er und wartet, wartet . . . Mit arbeitender Brust sitzt er, die Fäuste hinter sich

Die Hände unterm Genick, noch halb aufgerichtet, liegt er und sieht lange vor sich hin. Und wie er liegt, und sein Herzschlag sich sänftigt, da, allmählich, beginnt die lange, lange, schlaffe Stille in ihm zu weichen und in ihm löst sich. Wie mit einem Schleier weicht es von seinem starren Gehirn.

„Eine Hallucination“ flüstert er vor sich hin.

Es war nur eine Hallucination.

Mit einer wunderbar schmerzlichen Gewalt ergreift ihn diese Erwägung und löst den wochenlangen starren Bann.

Ein tiefer Atemzug und noch einer und nun durchzuckt es ihn mit einem süßen, unendlich wohlthuenden Schütteln. Kräftig wirft er sich herum, drückt das Gesicht in die Kissen und weint, weint, weint . . .

Zum Fenster herein drängen mit dem Morgenhauch die ersten Sonnenstrahlen.

Freier und freier! Wie eine unendliche Last weicht ihm von der Brust und seine Backen nassen sich.

Und er weint und weint . . .

IV. DAS STERBEN

DAS STERBEN

Ernst stand am Fenster, ein paar Schritt von dem Sterbenden entfernt und starrte, die Fäuste straff in den Taschen seines Jaquetts, in den Garten hinaus.

Die tiefe, klare Stille! So heimlich, so müde, so weit!

Nur das verhaltene Schluchzen hinter ihm in dem kleinen Zimmer und das Röcheln des Sterbenden neben ihm auf dem Sopha: immer versagender, schwindender! Und im Busch draussen vor dem Fenster zwitschert ein Vögelchen. So lieb und unbekümmert!

Die Stille!

Hinter den Zweigen, drüben auf dem braunen Feld, in der Glut der Abendsonne, steht ein Weib mit dunklen, tiefdunklen Augen, tiefdunklen, mystisch weiten Augen.

Die Stille! Wartet, starrt . . . zieht weite milde Wogen, ungeheure lichte Wogen, rote, wundersame Wogen. Ueber das tiefe Laubgrün herein, an dem goldbronzenen Grund der Tapeten vorbei, über ihre grossen, braunen Blumen, herein in das Zimmer, nimmt heilig all die zagen, kleinen Laute in sich auf. Nur dieses Röcheln, dieses bange, verzagende Röcheln! Wie ein Riss, ein böser, böser Riss . . .

Dieses Röcheln. . . Unausgesetzt, in schweren, harten Stössen! . . .

* *
*

Gepeinigt wendet er sich zur Seite. In seinem Auge quillt eine Thräne.

Mitten auf dem Sopha sitzt der Kranke, die breiten Schultern gegen die Lehne gedrückt. Der Kopf ist ihm schräg auf die Brust gesunken, sein grauer Bart drückt sich breit auf dem Hemd auseinander. Schlaff liegen die Hände zu beiden Seiten auf dem Sitzpolster, und die Beine hat er lang grade vor sich hin gestreckt. Kaum bewegt sich noch das Hemd, das sich zwischen dem weitgeöffneten Jaquett vorbauscht. Das Gesicht ist fahl, und die dunklen Brauen sind hinaufgezogen über den schweren Lidern, zwischen denen die braunen Augen so sonderbar her-

Wie das ist! — Dieses Ineinander von Tod und Leben ! Diese hundert feinen Verknüpfungen von einem zum andern!

Dieses dumpfe Fühlen und Bangen da, dieses dunkle Hinübereibrieren, dieses hinlöschende Bewusstsein!

Das kühle Berühren der Hand, ihr sanftbebendes Streicheln, die Nähe dieses verwandten vertrauten Körpers, die Umgebung mit Licht- und Wärmewirkung, mit ihren verschiedenen halben Lauten: das alles ist halb nur noch mechanische Kraftwirkung in diese müde Masse hinein, nur noch ein sanftes Lullen, ein liebes Mahnen lieber Nähe, dunkles Halten und lindes Hinübergleitenlassen, kaum noch empfunden, kaum und doch noch Bedürfnis und letzte Nahrung für das verdämmernde Fünkchen Bewusstsein. Vielleicht wie ein fernes, wunderliches Grüssen empfunden, wie ein Willkommengruss fremdvertrauter Liebe herüber aus fernen jenseitigen Weiten, wie trübe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erstarren und ineinanderrinnen mit Raum und Zeit.

Halten und Entgleiten! Halten!

Das Streicheln, Kühlen, liebvertraute Laute, ein vom letzten Bewusstsein aufgefangenes Weinen: das verdämmernde Leben erstarkt — und — oder ist es nur noch so eine mechanische Reaktion? — leise, peinvoll schwer und doch so beglückend heben sich die Lider, rückt der Kopf nach oben; ein Leuchten der Blicke, ein so wunderlicher Glanz! Sie haften in Ihren blöden alten Augen: die Lippen bewegen sich: halbe Worte. . .

Es ist Sonnabend. Er will die Leute auszählen.

Und nun senken sich wieder die Lider, um den Mund ist es wie ein Lächeln, der Kopf sinkt.

Rauschen von Kleidern und unterdrücktes Schluchzen . . .

* *
 *

Und wieder Stille, Totenstille. Kaum, dass sie zu atmen wagen, wie sie, ein wenig entfernt, sich um ihn gruppieren, dass kein heftiger Laut, keine jähe Bewegung in ihm einen Anteil, eine Sorge weckt, die ihn doch nur noch ängstigen kann.

Ernst steht da mit gespannten Nerven.

Draussen in den abendstillen Gärten heult ein Hund. Es ist ihm wie ein scharfer körperlicher Schmerz. Jede Fiber zuckt in ihm. Wie eine heimlich prickelnde, vibrierende elektrische Atmosphäre ist alles im Zimmer, hinaus in den Garten, über die dunkelnden Felder dahinter, die bannt und drückt.

Der Hund . . . wittert den Tod! — So unheimlich, dieses klagende Heulen! . . .

Irgendwo, im Ungewissen, sieht Ernst zwei rätselhafte Augen. Sie sind braun, tiefbraun, ins Schwarze einer reifen Süsskirsche. Sie haben keine Pupillen, sind nur zwei tiefdunkle, schwarze Kreise. Ein so schauriges und doch so unsagbar ruhigmildes, langsam, langsam saugendes, einlullendes Dunkel!

Verworrene Symbole drängen sich in seinem Gehirn. Aber es ist immer nur der eine leichte Körper in seiner weissen, wundersamen Schlankheit, der zu diesen Augen passt.

„Wie die Alten den Tod bildeten!“ . . .

Das dunkle Rund! Der dunkle Ring! Bannt! So unsäglich mild, so unsagbar mild!

Das Weinen sticht in seiner Gurgel . . .

* *
 *
 *

Wieder sind sie alle behutsam gegen das Sopha hin.

Eine neue Unruhe!

Der Kopf rückt, die Lippen beben, lauter wird das lange, bange Röcheln. Die Hände zucken, die Finger krümmen sich, und in der tiefen Stille wird das leise Kratzen der Nägel auf dem Sophabezug hörbar.

Worte, verworrene fremde Laute, die keine Spur von Bewusstsein mehr verraten.

O Qual!

Aber nein ! Es ist kein Schmerz ! Wie die Wirkung eines galvanischen Stromes auf einen empfindungslosen, beweglichen Körpers muss es sein. Und doch: in dem langen bänglichen Harren kommen ihnen Erinnerungen, wie sie vor ihm stehen, wie sich dieser Körper da in der Fülle seines Bewusstseins hier im Zimmer bewegte, anordnend, arbeitend, mit den mannigfaltigen täglichen Sorgen, die ihn beschäftigten, oder heiter plaudernd seines häuslichen Behagens froh, Hallucinato-

risch deutlich stellt sich die Erinnerung an seine Lieblingsworte ein, an den Klang seiner Stimme in Freude, Zorn, Betrübnis, an seine Stellungen und Geberden, seine Lieblingsmanieren: und das ist es . . .

Eine von den Frauen wendet sich ab, sinkt in den Sessel beim Tisch, legt den Kopf auf den Arm und bricht in Weinen aus.

* *
 *

Nein, kein Schmerz! Mechanische Muskelbewegung! — Verlöschen, Verdämmern, lindes Hinübergleiten . . .

Verhülltes Erdämmern, leises Erwachen und Erstarken zu Schmerz und Lust, zu Kampf und Erkennen, und leises Verlöschen: Geburt, Leben und Tod! . . .

Nein, kein Schmerz!

Aber, was wir uns sein wollen und sind! Das ist es! — Aber Schuldner und Gläubiger hier, Schuldner und Gläubiger da und Schuldner und Gläubiger das Alles ringsumher und da draussen mit Himmel, Erde, Menschen: Schuldner, Schuldner, Schuldner! . . .

Schuldner, Gläubiger: Worte, arme Worte!

Nein! Nicht nur und einzig Worte! Die Worte sind geboren aus Muskel- und Nervenvibrationen, aus der Mischung und dem Fluten der Elemente in uns, aus uns nach aussen, von aussen in uns hinein, sind Spiegel und Zeichen eines urnotwendigen Sinnes und Zustandes, Bilder, Spiegel, Offenbarung ewiger Kraftbewegung und Bürgen ihres ewig strengen und festen Gesetzes, dessen Bann und Mutterboden sicher, fest und warm ihre Wurzeln hält, aus denen sie keimen wie bunte, sonnenfrohe Seelenblumen, biegsam, schwankend, immer bewegt und gleitend, aber fest und wohlgegründet mit der ewig einen Weisheit, die sie wechselnd im Wechsel der Jahrtausende künden vom Kommen, Gehen und Wiederkehr, Finden, Verlieren und Finden. Fest und sicher die eine Weisheit hinter ihren notwendigen neckenden Schleiern. . . .

Wirklich ?

Nein-Ja, Ja-Nein! . . .

Rätsel, Rätsel und Rätsel! Rätsel über alle Hoffnung und über allen Dünkel gemeiner, brombeerbilliger Empirie! . . .

* *
 *
 *

Was wir uns sind und was wir uns sein wollen: o, der Schmerz und die ungestillte Sehnsucht, von der diese schlichten Worte schwanger sind! Unbefriedigte Liebe: was ist das? — Zwang und innigste Verwandtschaft dieser und dieser Elementenverknüpfung zu einander, getrennt mit urnotwendigstem Zwang wieder zu einander strebend. Wieder und wieder, aus einer Endlichkeit in die andre, will und muss sie sich finden und aus dem Schooss des Raum- und Zeitlosen heraus Gestalt werden, Sinne sich bilden und Körper, zweigeteilt im bittersüßen Gegensatz sich gewiss und offenbar zu werden in Zeiten und Räumen, unter Sonnen und Himmeln, um wieder zurückzuwallen in die alte Einheit.

Körper, Raum, Zeit und Schicksale in ihnen: Kraftmischung ist alles, Ineinander der Elemente, wechselnde, wandelnde, in sich selbst rinnde, mit sich selbst ringende Einheit! —

Immer wieder das alte Rätsel, immer wieder ungestillt und unersättlich das uralte närrische Haben, Fragen, Sehnen und Hoffen! . . .

* *
 *
 *

Still!! —

Ein Zucken ist durch den Körper gegangen, der, regungslos, wie schlafend, schlaff geknickt über das Sopha hängt.

Mit angehaltenem Atem stehen sie um ihn herum, die Finger um die Tücher gekrampft.

Das Tackern der Wanduhr, hin und wieder ein leises Picken in den Tapeten. Das Rauschen des Blutes in den Ohren, das hastige Klopfen der Herzen. Und die Abendsonne mit bleichendem Rosa in den Gardinen.

Und nun: gedämpft ein langes, rasselndes Hauchen! Ein Strecken. . . Aus! —

Lange Stille!

Nur hastiges Atmen, stickendes Weinen, ein Schluchzen, das hervorwill. . . .

Die Mutter sitzt dicht neben der Leiche. Mit ihrem starren Gesicht hat sie sich zu ihr gebeugt, und nun hebt sie zitternd die Hand und drückt ihr langsam die Lider herab.

Einen Augenblick stehen sie noch: sehen, wie das Kinn — sinkt — so schlaff — unter der gespitzten Nase. . .

Und nun löst sich der Bann in ein lautes, vielstimmiges Weinen.

Ernst steht still mit blinkenden Augen.

Nur die alte Frau sitzt da, wortlos. Bloss ihre trüben Augen sind ein wenig, ein klein wenig feucht, sitzt da und sieht sich um, hilflos wie ein armes altes Kind mit ihrem starren Gesicht und ihren vielen müden Runzeln. . .

V. PIERROT



1 .

Bei Peter North, dem Postagenten und Krämer, der unten am Boden wohnte, hatte er sich ein Paketchen Buntstifte gekauft, und nun sass er im Gasthaus, oben in seinem Stübchen, und suchte sich mit allerlei Zeichnerien über seine Zeit hinzubringen.

Zuerst wollte ihm aber gar keine Idee kommen. Er spürte nur Kopfdrücken und ein schwüles Gefühl in der Herzgegend, als ob da ein unmutiges müdes Weinen sässe. Stumpf, vornüber zusammengesunken starrte er auf das Papier und suchte.

Aber nein! Keine Idee! Nicht eine Spur von einer Idee!

Träge wandte er sich über die Lehne des kleinen Rohrsessels, in dem er sass, gegen das Zimmer.

Die blaue Tapete und die Sonne! Die schöne rotbraune Tangranke, die von dem kleinen Büchergestell herunterhing! Das Bildchen mit dem Segelschiff: ein hellblauer Himmel, ein weiss und gold gestreiftes Schiff auf vitriolgrünem Meergewoge zwischen weissen Wellenschäumen und das naive Verschen drunter:

Das Schilf streicht durch die Wellen
Nach weitem fernen Strand,
Wenn Wind' die Segel schwellen
Liegt fern der Heimat Land.

Ein wenig aufgeräumter wandte er sich wieder zu seinem Papier herum. Und plötzlich spürte er, wie seine Hand sich mit dem Buntstift auf dem Papier bewegte. Gleich darauf sah er einen citronengelben Klex vor sich, oval, nicht völlig so gross wie ein Taubenei.

Er betrachtete ihn. Und da wurde ihm doch beinahe, als müsse er über diesen idiotischen Klex weinen, der alles war, was sein Gehirn hatte aufbringen können.

Aber dann wurde er aufmerksam. Wie sich das doch so unwillkürlich, beinahe ganz ohne sein Wissen und Willen hingemalt hatte!

Wieder griff er in den Karton und nahm den Rotstift und gleich darauf hatte er mitten in den gelben Klex einen kleinen roten gesetzt.

Er lachte. Und nun hatte er mit einem Mal wirklich so etwas wie eine Idee.

Er sah ein ovales, gelbgedunsenes Gesicht mit einer dicken roten Nase, einem breitgezerrtem Mund und zwei weit aufgerissenen Angstaugen, verschwommen alles, klexig, ungewiss aus einem ungewissen Nebelgrund heraus.

Mit Eifer zeichnete er das hin, und dann fuhr seine Hand in einer plötzlichen Eingebung ein wenig höher und zog leger den Umriss einer zuckerhutförmigen Pierrotkappe mit einem blauen Klex oben, der für ein Ponpon gelten konnte.

Ach! Ein Pierrot sollte es werden!

Aber wie?! Was sollte der Pierrot thun?!

Vergeblich zerbrach er sich den müden Schädel.

Er sah nur, wie seine Hand wunderlich mit dem Stift über dem Papier hin- und hervibrierte, ohne zu zeichnen.

So sass er und wartete, was es werden sollte, sah nur, wie die Lichtkringel von dem Wasserglas mit dem Kornblumenstrauss vor ihm auf dem gelben Papier hin- und widerspielten.

Aber plötzlich fing er wieder an zu zeichnen und hantierte auf dem Papier herum, bis er eine ganze, volle Figur vor sich sah. Einen Pierrot.

Ja, aber was sollte es nun mit ihm werden?

Er prüfte.

In einer angstvoll lauschenden Stellung, mit komisch geknicktem Oberkörper, den Kopf seitwärts nach etwas hingereckt, stand sein Pierrot da, die dünnen Arme mit den spitzen Ellbogen geknickt, die Hände, zwei gelbe, eckige Klexe mit zehn ungewissen Spitzen, aufwärts gereckt. Aber wenn er die Augen etwas zusammenkniff, so waren es deutlich zwei korrekte Hände, krampfhaft gestreckt, wie in höchster krankhaft nervöser Aufregung, wenn er den Ausdruck des Gesichtes mit hinzunahm. Eine bauschige helle Blouse und ein blauer Strickklex als Gürtel um eine sehr schmale Taille herum, und drei blaue Ponpons bis zum Gürtel herab. Unten waren zwei geknickte dünne Beine in kurzen weissen Höschen mit zwei weissen Schühchen, auf jedem ein blaues Ponpon.

Ein Pierrot, der mit äusserster, aufgeregter Spannung auf etwas lauscht, konstatierte er — auf eine Stimme, fügte etwas in ihm hinzu.

Und nun war ihm, als wenn gleichsam etwas in ihm diktierte.

Wie mit abgerissenen Worten hörte er es sprechen: ein blaues, mystisches Dämmern sollte es werden und in ihm dann, rechts oben, neben und hinter dem weissen Pierrot etwas rundlich Geschlängeltes wie ein bebendes, weisses Flämmchen.

Er zeichnete. Und nun war es endlich ein richtiges Bild unten auf dem gelben Blatt, mit einem sauberen breiten Rand ringsum.

Er kam in eine fiebernde Ekstase.

Nur die Pfeife musste er sich noch anzünden. Das Rauchen beruhigte und würde ihm einige Stetigkeit geben. Denn das schien beinahe unmöglich, anders das alles, was er in sich sah, und wie es zwischendurch von Gedanken in ihm lebendig wurde, hinzuzeichnen.

Den ganzen schönen Vormittag wischte und klexte er nun mit den Stiften auf dem Papier umher und legte ein Blatt nach dem andern vollendet bei Seite, bis es schliesslich eine ganze Serie von zehn grossen Bildern geworden war.

Zunächst war es so: Pierrot hascht und sucht in dieser mystischen Dunkelheit nach der Stimme, mit verzweifelter Hast, immer angstvoller, sehnsüchtiger, bis er sie endlich erwischt. Und nun war es sonderbar! Was hatte er damit gemeint? Auf dem einen Bild war Pierrot mit der Stimme verwunderlich in eine weisse Einheit verschmolzen. Zunächst war seine Gestalt noch leidlich in einem langen Streif zu unterscheiden, aber dann war alles ein unförmliches, langes Ding geworden, das sich in wirbelnder Bewegung in ein grosses, ovales, in leisen Regenbogenfarben opalisierendes Rund zusammenzog. Dieses Rund aber gestaltete sich gar bald um, gleichwie durch Urzeugung eine Keimzelle sich in zwei teilt. Zwei Eirunde zogen sich blasenförmig und immer in diesen schönen Regenbogenfarben opalisierend auseinander, nur noch durch ein dünnes Band in der Mitte verbunden. Die rasenden Oscillationen aber nahmen nun ab, und aus dem sich lichtenden Dunkel heraus zeichnete es sich endlich wie mit zwei werdenden Gestalten, die in der Mitte noch mit einander verbunden waren. Lichter und lichter ward die Dämmerung. Rechts oben, wie aus Morgennebeln trat eine gelbe Sonne hervor und unten, mit verschwommenem Grün, Buschwerk und Rasen.

Hell aber lachte es aus ihm heraus, als er das letzte Bild sah.

In einer morgendlichen Frühlingslandschaft, auf einer Wiese, zwischen Büschen, unter der hellen Sonne und einem lachenden Azur, steht prächtig und gesund ein jugendlicher Pierrot-Kavalier und hält

mit jauchzendem Staunen das Händchen eines allerliebsten Colombinchen umschlossen, das in citronengelbem Kleidchen, das Köpfchen verschämt und mit neckischem Lächeln gesenkt, das Fingerchen am Munde, wunderlieb vor ihm steht . . .

Er erhob sich, trat zum Fenster, und blickte fröhlich über die Gasse hinweg in den sonnenhellen Mittag hinein, sah hinüber zum Meer, das sich hinter den Strohdächern und Gärten am Dorfe hinzog, und lauschte in sich hinein. Denn da gewann das nun Raum, was ihm vorhin während des Zeichnens durch den Sinn gegangen, und erzählte so viele wundertiefe Dinge.

Wie mit lyrischen Strophen dämmerts in ihm herauf.

Er versteht. Er sieht die Zwei , die ewigen Beiden, in deren Schicksal alle Rätsel sich verknüpfen und in immer neuen Wahrheiten und Erkenntnissen sich beruhigen. Gleich einem Hellseher überschaut er wie in einer weiten Vision ihre Geschichte und ihr Geschick. *Generatio aequivoca!* Entwicklung! — Er sieht ihre dämmernde Ureinheit; aus dieser heraus das deutliche Beieinander ihrer Zweiheit. Und wie sie nun aus gewaltigen Wesens- und Daseinsfolgen immer neu und wieder neu in wechselnden Formen und Gestalten hervortauchen, Geschlechter zeugend, Geschichte und Geschicke, aus ihnen immer wieder neu sich gebärend.

Pierrot und Colombinchen! Die beiden armen, kleinen Dinger in der unermesslichen Weite der Schöpfung! Und sie, die beiden Riesen und Titanen! . . .

In der Wonne einer seltsamen Müdigkeit sank er in das Sesselchen vor dem Tisch . . .

2.

Die ganzen Tage darauf hatte er es mit dieser Stimmung zu thun, wie er hier in der Vorsaison, ein einsamer Bummel, in der Umgebung des kleinen Badeortes herumstreifte, flüchtig vor den Aufregungen weltstädtischen Verkehrs und Erinnerungen . . .

Es war an einem frühen Vormittag, als er zu einer seiner einsamen Wanderungen aufbrach.

Die ländliche Stille und das ferne Brausen der Brandung hatten ihn die Nacht durch gut schlafen lassen, und nun stolperte er, frisch und fröhlich, wie ein gaffender Junge durch den Hollunderduft der Gasse und all ihre lichten Farben: im schwarzen Jaquettanzug, das gelbbraune Hütchen nach hinten aus der Stirn geschoben, die Linke in der Seitentasche, recht apart zwischen den weissen und bolusroten Bauernhäusern und Fischerkathen hin.

Im üppigsten Goldmoosgrün leuchteten die Strohdächer gegen die frische Bläue des Himmels mit seinen silberweissen Cumuluswolken. Da war jedes der kleinen Fensterquadrate ein hellbuntes Stilleben, und aus dem Blaudunkel der offenen Hausthüren dämmerten heimisch mit weichen Umrissen die Geräte der Vorfluren. Gegen schneeweiss getünchte Hauswände aber glühten die satten Farben der Gärten: das junge Laubgrün der Bäume und Büsche, das brennende Rot der hochgestengelten Feuerlilien, gelbe, rote und weisse Rosen und Päonien, die Bauerrosen mit breit entfalteter dunkelroter Farbenpracht, und aus dunkelgrünem Laub dufteten die breiten Dolden des Hollunders. Da gab es Karthäusernelken und Löwenmaul, und da war das seidige Blau und Lila des Akeley; da waren gelbe Studentenblumen und gefüllte Tausendschönchen. Das sauber blinkende Fell einer Katze leuchtete weich vor dem dunklen Hintergrund eines Flures, buntes Geflügel zwischen dem Stilleben der kleinen Höfe mit den Plüschfarben ihrer Düngerhaufen und dem frischen Gelb zerkleinerten Buchenholzes, das zu Pyramiden aufgeschichtet dastand.

Durch die Felder führte dann der Weg weiter.

Zwischen Getreidebreiten glühten die bunten Feldblumen. Kartoffeläcker dehnten sich kraus über das Flache hin, und Wiesen, von denen angepflocktes Weidevieh herüberbrüllte und blökte. Mit fröhlichen

Augen zwinkerte er in den Sonnenschein, voll stiller Begier nach dem Anblick des Meeres . . .

Ganz kam er in den Rausch seiner Einsamkeit hinein.

Liebkosend strich er mit der flachen Hand die Wellenlinien des wogenden Getreides vor sich her. Er blieb vor einer Wegblume stehen, und ihr kleines, bescheidenes Dasein wurde in ihm zu einer Klangfigur, die er vor sich hinsummte.

Durch tiefen Sand endlich, zwischen graugrünem, borstigen Dünenhafer hin, durch das Wehen der Morgenbrise, umwittert vom frischen Seeduft, dem breiten Getöse entgegen, das so herrlich lockte . . .

Und nun stand er auf der weissen Oede des Strand, vor sich weit in die Weite eine einzige dunkelschillernde Herrlichkeit von Stahlblau, Grün, Violett und Braun, heranwuchsend mit mächtigen breitweissen Schäumen und unter brüllendem Gedröhn auf dem nassfesten Uferstrand zerberstend.

Zwischen den braunroten Tangstrecken schritt er durch das feine Gestiebe und Geriesel des Sandes hinunter bis zum äussersten Uferstrand, wo sich die Gewalt der Fluten in sanften Plätscherwellchen stillte.

Er sah sich um und genoss noch einmal voll den prächtigen Blick.

Rechts und links dehnte sich die weisse Strandlinie unter dem lichten Graugrün des Dünenhafers im weiten Halbkreis. Die ganze linke Hälfte der Küste aber schimmerte unter einem breiten, vorhangartigen Stratusgewölk aus einem rotweinfarbenen Dunst hervor, der sich ins Ultraviolette hineinspielte. Fern auf der Meerkinne stand regungslos im Sonnenglanz ein Segelschiff. Hinter der Dünenkette krächten fernher vom Dorf die Hähne und brüllte das Weidevieh herüber.

Wohlig kauerte er sich in der sanft wärmenden Sonne in den Tang nieder und sah in einer stillen Starre seiner Seele in das sonnenklare, ruhige Strandwasser.

Die Strömung hatte eine Unzahl von Quallen gegen das Ufer hergetrieben, die er nun gegen den rotbraunen Tanggrund in der sonnigen Klarheit des Wassers spielen sah. Tellerförmig ruhten sie in dem stillen Gekräusel. Nur die Wimper- und Flimmerfäserchen ihres leicht gefäl- telten Randes vibrierten leise auf und nieder, und unter der Zeichnung oben im Mittelpunkt des Tellers bebten und fingerten die vier langen Zotten gegen den Grund hinab. Einige hatten sich glockenförmig zusammengezogen und nahmen sich nun aus wie mächtige opalisierende Maiglöckchen, ganz wie aus zartesten Tabaksrauch

Es waren die Gedanken, diese Gedanken, die ihn seit einigen Tagen verfolgten und nicht zur Ruhe kommen liessen. Aus seinen müden Nerven wuchsen sie herauf und er betrachtete sie nur immer mit einem grausenden Staunen.

Er seufzte auf. Vor ihm hob sich ein Hünengrab mit verwitterten Steinblöcken aus dem Wiesengrün. Drüben führte der Blick weit auf das Meer hinaus, das unter der Brise breite Schaumkämme unten gegen den flachen Strand trieb, die unter endlosem Gedröhn zwischen Steinblöcken zerbarsten.

„Violenblaue Blume Einsamkeit!“

Ein Gedicht Liliencrons ging ihm durch den Sinn. Immer von neuem wiederholte er die köstliche Verszeile.

Er wandte den Blick. Ueber Wiesen und Felder hin weideten Pferde, Schafe und Kühe in der Nähe umlaubter Gehöfte, und über den zahllosen Blumen der Uferwiese, über den hohen Grasrispen des Grabes summte es von Käfern, und aus der flimmernden Bläue schimmerten bunte Falterschwinge.

Wie er nun aber wieder auf die stahlblaue schäumende Weite hinaussah, durchschüttelte ihn ein Grausen und er wurde nachdenklich.

Nein! Für ihn war die Einsamkeit ein Grauen geworden, das ihn bannte, dessen Wonnen und Tiefblicke er sich erkämpfen musste mit der bangen Mühsal eines unablässigen Ringens. Und nun hielt er ihren höchsten Preis.

Dieser Blick auf das Meer gab es. Diese ungeheuren toten, blöden Flutenmassen in dieser endlos monotonen Bewegung, die ihn so merkwürdig bannte: da war es! . . . Wenn er überwältigt von Glück und Leid niedersank, und alles um ihn, die ganze unermessliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen seinen hindämmernden Sinnen nur noch ein endloses Wellen und Flimmern war, da hielt er es und

zeigte es sich seinen taumelnden Sinnen. Geistiges Leben, Kulturen, tausendfältiger Betrieb, Werden und Vergehen der Organismen: alles, alles mündete in eine einzige, ewig monotone winzige Aetherbewegung, um sich neu aus ihr zu erzeugen.

Wie in einem stummen Wahnsinn sass er da und starrte, fühlte sich einen Halm herauszupfen, eine Blume pflücken, mit nervösen Händen im Gras zerren.

Am Meer! An der ewigen Grenze!

Irgendwie aus diesem sphinxblöden Grauen zurückkönnen! — Alles machte es zum Gegenstand eines blöden Staunens und Schauens, hinderte ihn, irgend eine Meinung, ein Bekenntnis, eine Lust und ein Leid in ihrer weisen Begrenztheit sympathisch zu ergreifen oder entschieden von sich zu weisen.

Alles war in ihm nur ein einziges, dumm sich hin- und wiederquälendes Ja-Nein, das ihm zahllose Reichtümer zutrieb, um sie ihm im selben Augenblick zu nehmen. — Nackt und einsam, dummklug, taumelte er durch seine Tage, wunderlich fremd, im halben Wahnsinn nur durch die dunkle Urmacht eines unverwüstlichen Lebenstriebes geleitet, taumelte von Eindruck zu Eindruck, blasiert und dennoch ewig im Rausch eines Gaffens, in den Fugen gehalten nur durch die rätselhaften Sympathiewirkungen einer urfesten Harmonie, die ihn, halb göttlich, halb satanisch, mit einer dunkelfrommen Ehrfurcht erfüllte. Es trieb ihn hinein in Genüsse aller Art, in denen er seine Unruhe ertränken wollte, in denen er Vernichtung suchte, um gleich wieder durch eine unbestimmte Sehnsucht aus ihnen in die zaghafte Massigkeit einer „vernünftigen Lebensweise“ hypochondrisch hineingetrieben zu werden,

gesund-krank , gut-böse, gesellig-scheu , begehrend-satt, ein Spiel der Gegensätze und ihre Einheit, ein Kind-Greis, alles verstehend aus Erfahrung und Sympathie, und wieder alles anstaunend als ein Neues, rätselhaft Gewordenes.

Aber plötzlich raffte er sich in die Höhe, und ein massloser Grössenwahn, eine wilde Frömmigkeit, ein verzweifertes dionysisches Grausen raste in ihm auf mit einer unbändigen Trunkenheit.

Er schrie gegen das Meer hin, und dann warf es ihn nieder.
Der Länge nach stürzte er zu Boden und stöhnte ins Gras . . .

*

*

*

Mit hängendem Kopf und müden Füßen wankte er etwas später dem Dorfe zu.

Aber nach Hause mochte er noch nicht. Es graute ihm vor dem engen Logis und vor der Gaststube, und dann hatte er eine heimliche Neugier in sich hinein, als wollte da in ihm noch etwas fertig werden.

Nach rechts führte ein Weg vom Landungsplatze des Dampfers vorbei, aus dem Dorf hinaus, auf erhöhtem Ufer an Wiesen und Schilfstrecken hin, die sich am Bodden entlang dehnten. Er schlug ihn ein und liess sich unter einem Dornrosenstrauch im Gras nieder.

Unter ihm wirbelte und zwitscherte eine Herde Stare mit endlosem Lärm zwischen den Schilfhalmern umher. Die Wassermasse des Boddens dehnte sich mit schimmernden Farbenlichtern zu der fernen Waldung seines anderen Uferstriches hinüber.

Er lag so, dass er das Dorf überschauen konnte und unten die Landungsstelle des Dampfers. Eben war er eingelaufen, und es gab ein eifriges Hin und Her zwischen Bord und Ufer. Die Passagiere drängten sich über die schmale Landungsbrücke. Gepäckstücke wurden heraus- und hereingetragen. Wartende standen am Strand und nahmen die Ankommenden in Empfang. Weiterhin gab es über die Wasserfläche ein stilles Leben zwischen den Holz- und Fischerkähnen, die vor Anker ruhten oder mit rotbraunen, gebauschten Segeln über die Fläche glitten.

Und wie er dies Treiben sah, geriet er wieder in seine Gedankengänge. Aber es waren jetzt eigentlich kaum Gedanken. Es war jetzt mehr so etwas wie ein inneres Schauen.

Es war so! Die Leute auf dem Dampfer, der Landungsbrücke, am Ufer, auf dem Weg zum Dorfe, sah er nicht im Einzelnen, sondern zusammen in einer amorphen Figur, wie ein grosses fingerndes Ding, das einem riesigen Stück Protoplasma glich. Gruppen, die plaudernd um die Gepäckstücke herum am Ufer standen, bildeten einen Kern, der sich über die Brücke zum Bord und dann weiter gegen das Ufer hinauf und in das Dorf hineinfaserte wie mit riesigen Pseudopodien. Die einzelne Person besass nicht mehr ihre individuelle Bedeutung, sondern er hatte ein unmittelbares Gefühl für eine intim geheimnisvolle Verknüpfung, durch die sie unlöslich mit den andern verbunden war.

Fragen kamen, von Antworten fruchtbar, die kaum auszusprechen waren.

Was bedeutet das, wenn sich zwei Wesen in die Augen sehn? Was für ein Hinüber und Herüber von geheimen Mitteilungen und Wahrnehmungen, von geheimsten Nerven- und Muskelempfindungen, die weit

mehr sagen und bedeuten als Worte, die mindestens ebenso verbergen und trennen, als sie verbinden und nur grobe Wertmesser sind gegenüber unsagbaren, weit intimeren Verdeutlichungen, nein! Verknüpfungen? Und wohin führen diese? Wo haben sie in der grossen Alleinheit ihren Mittel- und Beziehungspunkt, wo in allen Weiten ist das Centrum ihrer zuströmenden und reflektierten Kraft?

Die letzte Frage erweiterte seine Vision.

Die Figur da unten vor ihm dehnte sich in das Dorf hinein, darüber hinaus in nachbarliche Gegenden, über die Insel. Und nun erweitert sich das rastlose Wesen hinüber zum festen Lande und über die Breiten der Erdteile, und jetzt übersah er es gleichsam in seiner runden, unbegrenzten Gesamtheit, und seiner ganzen verflechtenden, hier- und dorthin scheidenden und wieder zusammenzwingenden Thätigkeit. Und da spürte und gewahrte er ein einziges, unaussprechliches, übersinnliches Sein der Kraft in der buntesten Sinnfälligkeit, mit ihr innigst verbunden, der rastlosen, grenzenlosen Energie einer allmächtigen Thätigkeit, sah, wie aus ihr die Masse und Vielfältigkeit schwerer und schwerster Sinnfälligkeit sich gebiert als aus einer Einheit, sah, wie aus einer mystischen, kleinsten Aetherbewegung das Riesenwerk von Welten sich erzeugt.

Er rang, es sich deutlich zu machen mit einem Symbol. Aber es überwältigte ihn . . .

3.

Es war am Spätabend, als er nach langem Umherstreifen in das Gasthaus zurückkehrte, und sich in sein Stübchen begab, das im ersten Stock lag.

Er lehnte sich zum offenen Fenster hinaus und sah in den schönen Abendfrieden. Sein Blick fiel auf das Haus gegenüber. Es war ein Bauernhaus, wie die meisten hier in dem kleinen Nest: mit getünchten Lehmwänden und einem hohen Strohdach.

Auf der Bank neben der niedrigen Thür gewahrte er die vierschrötige Gestalt des Bauern, der seine Abendpfeife rauchte. Neben ihm sass sein Weib mit dem Strickstrumpf beschäftigt und auf dem Fahrweg vor ihnen spielten die Kinder.

Das alte Märchen vom „Fischer und syne Fru“ fiel ihm ein.

„Gah man hen, se sett all wedder in Pispott?“

Und er kam zu einer ursimplen Weisheit thätigen Lebens: der Mann, der sich das Weib gewinnt, um mit ihm das Kind zu zeugen und es zu fördern! Das war die ganze Geschichte. Aber sie beschloss in sich eben auch — alles! —

Er wandte sich in das Zimmer zurück und sann sich in das Dunkel hinein.

Als er aus seinen Träumen erwachte, war es stichdunkel im Zimmer.

Eine Weile sass er noch und hörte auf das ferne Brausen der Fluten, das durch die Stille herüberkam, und wie er so sass, sammelte sich alles, was ihn die letzte Zeit über im Widerstreit zwischen Krankheit und Lebenstrieb innerlichst bewegt und umhergetrieben hatte zu einem lyrischen Gedanken, als zu dieses Kampfes letzter Frucht.

Ein unwiderstehlicher Trieb zum Schreiben überkam ihn.

Er liess das Rouleaux herunter, zündete die Lampe an und kramte sich das Schreibzeug herbei, und dann liess er sich in seinem Rohrsesselchen nieder und begann zu schreiben. Die ferne Brandung brauste ihm die Melodie zu seinem Lied, das er in kunstlos ungefügten Rhythmen hinrastete.

*

*

*

Hoiho!

Einen Becher schwingt meine liebe Seele, darinnen dunkelt blutrot der wermuthsüsse Trank nun unbewussten Leides und in seinem köstlichen Gefunkel schlummert ein Rausch und eine Kraft!

Ich trinke, trinke, trinke und stammle jauchzend eine Weise! Weiss ist sie und keusch, demütig und stolz, helldunkel und blinkt in hundert Friedensfarben! Ein Wort ist ihr Halt und Rückgrat, ein Wort, tieftönig, stark und weltenschwanger! Ein Wort, ein Diamant, tausendstrahlig in der dunkelbrausenden Welt! Tausend Sphinxen stürzt es in ihren Abgrund!

„Ich!“

*

Ich!

Wer bin ich?!

Wer ist Ich?!

Wie ich hier sitze: ein Hauch, den ein lauerndes Ungefähr löst, ein Ding zum Erbarmen! — Ich gehe, stehe, sitze, liege, wache, schlafe, habe hundert kleine und grosse Bedürfnisse und befriedige sie, so gut ich vermag, im Drange von hundert verborgenen und offenbaren Gefährnissen, zwischen denen meine Unwissenheit und mein dummer Leichtsinn hintaumelt, bis meine letzte dunkle Stunde, wie bald! gekommen ist! — Ich, wie ich hier bin, unter zahllosen Millionen von Wesen Einer, eine verschwindende Nummer, an der nichts gelegen, auf Lust aus wie eine Honigbiene über dem ewig gähnenden Schlund eines urtiefen Abgrundes.

Mein Blick haftet an meinem kläglichen Ende und an den tausend Mühen zwischen ihm und meinem dunklen Anfang: und in mir, mitten aus dem Grausen des ewig Ungewissen, beginnt ein Wahnsinn zu singen und der Rausch einer dunklen Qual, ein neues Tag- und Morgenlied, empor, über alle meine Niederlagen!

*

Aus den Nebeln meiner Ungewissheiten und Ohnmachten ring' ich mich los und setze mir eine notwendige Gewissheit: Ich! — Und über

alle Erkenntnisse und ihrer trüchtig ist dieses arme Ding hier mit diesem „Ich“! —

*

Aber nun und zunächst sehe und scheidet sich von mir ein „Du“, um liebend, sehned dann die ewig notwendige Brücke zu bauen von dir zu mir!

Hier bin ich und da bist du! Und du bist das Gewölbe da oben, bist Auf- und Niedergang grosser und kleiner Gestirne, bist die umfassende Luft mit Strömungen, Dünsten und Niederschlägen, unbewölkter reiner Aether, das Feste, das sich drunter breitet mit Gewässern, Bergen, Thälern und Breiten, mit Formen, Farben, Pflanzen, Tieren und Menschen.

Das alles bist in weitweiter Einheit Du!

Nur wir zwei sind jetzt! Nur wir beide!

Wie der Kern im Eilein bin ich in dir und deiner Unermesslichkeit, von dir geschieden durch diese Grenze meines Körpers, mit dir verknüpft durch dieses Aus und Ein meiner Sinne.

Du bist Alles in Allem: Fluten, ewig wechselndes Fluten der Kraft und so eins.

Auch ich mit dem Vibrieren meiner Nerven, mit den Bewegungen meiner Glieder, der Thätigkeit meiner Eingeweide, bin Wandel und Wechsel der Kraft und eine Einheit.

Einheit ich in dir, und wir beide als das Gleiche eins.

O zwiefach geeinte Gleichheit!

*

Ich liege da draussen in der zeugenden Glut meines geliebten Sommers, tief im hohen Gras, wo die Rinder brüllen, wo die Vögel singen und die Käfer surren, wo die Gewässer rauschen und die Düfte gehen. In Wärme, Farbe, Duft und sonnigem Strahlenspiel lieg' ich und spüre die Erde, ihr gebärendes, treibendes Pulsen.

Und nun gebiert mein mächtiger Wille kühn meine, deine Einheit, in einer höchsten, verwegenen Sehnsucht, und meine selig schwindenden Sinne stammeln siegreich in dämmernder Hingenommenheit „Ich“! — Du-ich: „Ich“!

Und Mein, des Unendlichen Leben- und Kraftspiel weit in alle Weiten und Tiefen stammelt I c h! Das ewig in Sich Seiende in S i c h durch mich, den Wurm „Ich“! . . .

*

Ich! — Wie ich es sprach und begriff in einer flüchtigen Empfindung des Einsseins, erdreistet sich jetzt meine spielende Neugier ein Wahr-
märchen zu bauen von meinem Wandel und meiner Wiederkehr, und lugt durch die sich lösenden Maschen und Gewebe meines verwesenden Körpers, wie ein Kind, zag und schalkhaft, den verbotenen Blick durch den Spalt eines Vorhanges in den Weihnachtssaal wagt.

O blendende Helle der Offenbarungen, die ich mir unter dem Zwang einer ewig festen Urnotwendigkeit errang!

Wie eine Pythia heult in Verzückungen der ewige Lebenswille aus den tiefsten Gründen mystischer Gewissheiten herauf die schaurige, honigsüsse Kunde meiner Unvergänglichkeit, die Urmacht meines ewigen Willens zu Dir und mir in D i r!

Seele, wanderndes flatterndes Seelchen! Windgeschaukelter Hauch, flackerndes Flämmchen! Und Proteus du, millionengestaltetes, organisches Gefüge intimster Kraftverknötung, blühender Wandel und hinschwindende, stinkende Verwesung: Ich! . . .

*

Wieder hebt sich mein Blick über Nähen und Fernen, dich und mich und unsre Einheit zu ertasten.

Aber wo erfass' ich M i c h, den Entschlüpfenden?

Wie wirst du mir und ich mir, der in dir Beschlossene, wie wird mir dein und mein ewiges Schicksal offenbar, mir, dem aus diesen gegenwärtigen Zeitläufen Geborenen?!

Im sonnigen Gleiten der Wasser sah ich einen fingernden Schleim, und in einem fingernden, bebenden Urschleim dich, mich. Das bist du, das bin ich, ist I c h! — Und hier, an diesem fruchtbaren Punkt will ich in dieser Stunde alles erfassen ! — Da sind Pflanzen, Tiere, Menschen: ich-du und unsre heimliche deutlichste Einheit; Ich! . . .

Er ist die stille Wiege, meine und deine. Er, gleichsam eine mystische Grenze.

Ich gehe nun in seine Tiefe und sehe ihn verdämmern, hinunter ins Unorganische, in den purpurnen Wirbel der Kräfte und Elemente, deren Erwachen und Heilig-Heimlichstes, Ahnungsvollstes, Sehnsuchtsträchtigestes er ist, dieser amorphe Schleim. Aus ihm blühen die Tiefen herauf in die Vielheiten und das Lebensspiel der Geschlechter nach der heiligen Ordnung der Typen, zu dem Stufenlauf der Entwicklungen, zu ewig unersättlichem Selbstbegreifen, zu ewig unersättlicher Selbstschau. Und Geschlechter mit Kulturen und Erkenntnissen, mit Milliarden und Abermilliarden von Lebewesen sinken zurück in die ewig zeugenden Untergründe, als in sich, um aus dem ewigen zeugenden Rasen der Elemente wieder als dieser schlichte Schleim emporzutauchen, aus den ungeheuren Geburtswehen kosmischer Weltentwicklungen heraus, und aus ihm von neuem sich zu entfalten nach der heiligen Ordnung der Typen in endloser Wesensfolge.

Das ist der ewige Ring, der Ring der steten Erneuerung, der Ring Meines ewig einigen, in sich beschlossenen Wandels, der sich wieder und ewig in zwei Würmlein gebiert und fortzeugt, denn zwiefach wirken die Untergründe herauf und treten sich zwiefach in Deutlichkeit, als ich und du, du, die ich meine, Weggefährtin, wir beide, unten in unsren Untergründen in ewiger Einheit ewiger Umarmung! . . .

*

Jetzt hab' ich den Blick der Blicke!

Wo ist ein Gräuel, ein Leid, das ich nicht überwinden könnte mit ihm?!

Wo ist der Uebermut einer Lust und Leidbeschönigung, wo irgendein Dünkel, den ich wetterwendisch und entschlüpfend nicht einen Blick thun liesse in die Tiefen wahnsinnigster Qualen?!

Fragendes Weh wend' ich nun zu Lust, Dünkel und Uebermut zu Leid und alles zur gemeinsamen, stillen Wiege! . . .“

*

*

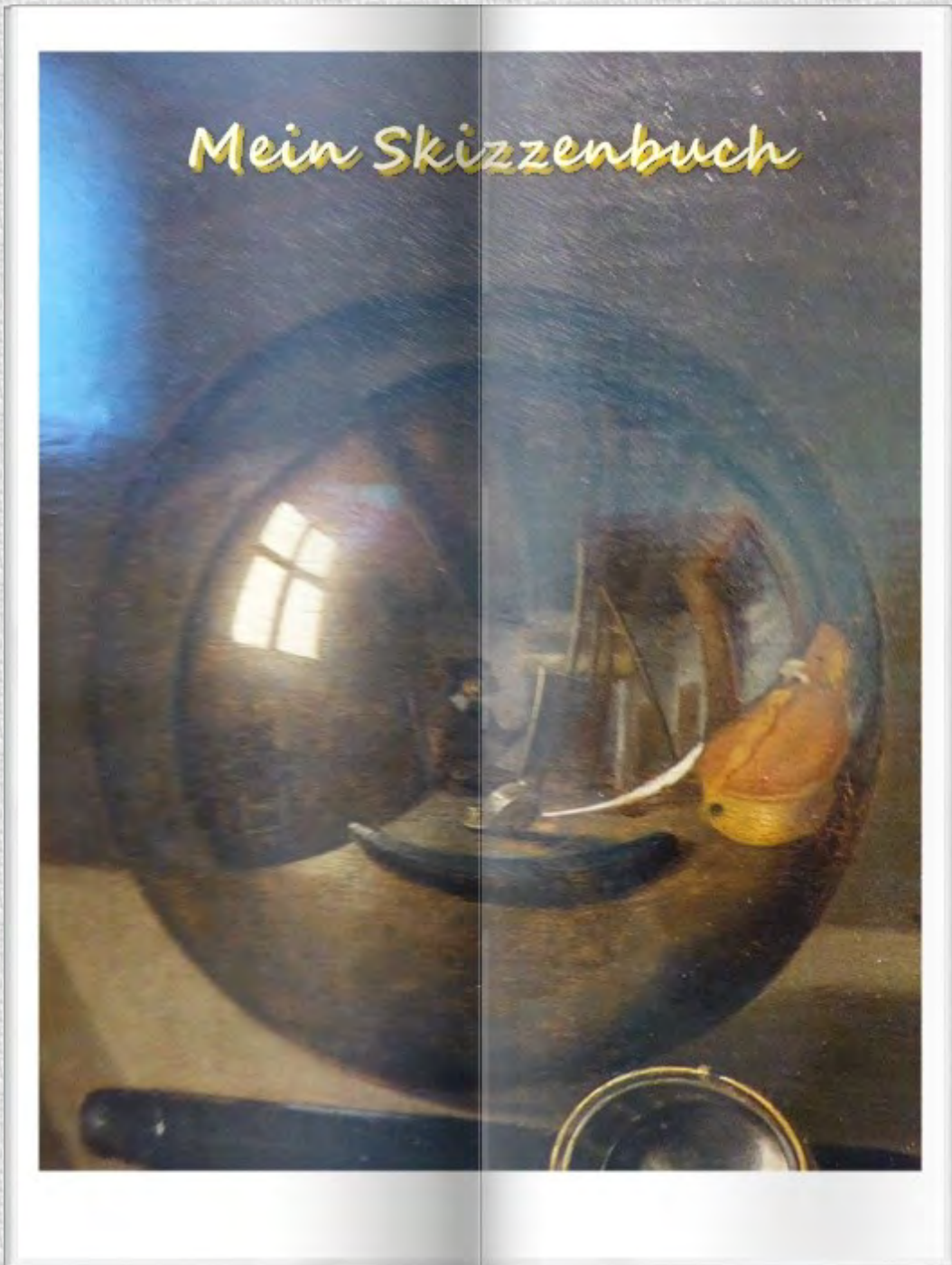
*

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, war er auf. Er hatte einen Freund in der Nähe, einen Fischer. Mit einer festen Willenswendung suchte er sich Thätigkeit und Gefahr.

Er fand Jansen unten am Strand, wo er eben im Begriff war, mit seinem Gehilfen das Boot klar zu machen. Es wurde ihm gern gestattet, jeden Morgen mit hinauszufahren und sich an der Arbeit zu beteiligen. Fast hätte er aufgejauchzt, als er im Boot sass unter dem gebauschten, rauschenden Segel und, die Ruderstange in der Faust, hinaustrieb in das freie Meer, umschillt von dem fröhlichen Schrei der Möven und umsaust von der frischen Morgenbrise.

Und so genas er allmählich vom Schauen zur Thätigkeit, und lernte einen hellen, festen Seemannsblick gewinnen für das Leben, der feste, umgrenzte Ziele sicher und unbeirrt ins Auge fasst. . .

VI.



Die weissen Flocken taumeln gegen mein schönes, hohes Fenster und durch die langen Nesselgardinen und ihre feinen Randspitzen dringt ein ruhiges, gleichmässiges Schneelicht in mein Zimmer. Im Ofen knattert der Kien und der Wind singt im Rauchfang.

Mit meinem braunen Nasenwärmer voll schönem goldgelben Laferme und einem Glas Grogk flegle ich mich am Schreibtisch und blättere in meinem Skizzenbuch.

So halb und halb bin ich auch Zeichner und habe mir ein Büchelchen mit hübschem, gepressten Lederdeckel zugelegt, das ich bei meinen Bummeleien stets bei mir führe und in das ich, von Profession ein Lauscher nach aussen und innen, wenn mich grade die Laune anwandelt, allerlei bildlich hineinnotiere, was mich interessiert und mir in die Quere kommt. Blättere ich dann einmal in massigen Stunden, dann seh' ich Strassen, Stadtviertel, Lokale, Menschen und Menschenschicksale, und kann mir manche schöne Geschichte zusammenfabeln.

*

*

*

Da sind ein paar physiognomische Studien!

Hier find ich das Brustbild einer bemerkenswerten alten Dame. Sie hat ein kleines schwarzes Rosshaarhütchen mit einem violetten Blumenbüschel auf ihrem graumelierten Haar. Hinten ist es mit stählernen Nadeln in einen dünnen Knoten zu sammengesteckt, der ihr in das gelbe Genick herniederhängt. Ein rebellisches „Schwänzchen“ ringelt sich auf ihren bereits defekten Paletot herab.

Ihr Gesicht ist recht interessant!

Eine niedrige, sehr schräg vorspringende Stirn mit drei langen Querfalten. Graue, zusammengezogene Augenbrauen mit einer tiefen Falte dazwischen von der Nasenwurzel in die ledergelbe Stirn hinein. Ihre Nase springt lang nach vorn, und ich merke ihr an, dass sie ab und zu nicht ungerne über einem Likörglas vibriert. Vorn hat sie ein Wäzchen mit ein paar steifen Borsten. Die Oberlippe ist kurz und die Unterlippe schiebt sich breit über sie hinweg. Ein hässlich-süssliches Lächeln hat zwei tiefe Falten von den Nasenflügeln herab an den Mundwinkeln vorübergezogen. Das Kinn weicht sehr schräg gegen die welken Fettfalten des Halses zurück. Die Backen hängen in dicken, schlaffen Wülsten unter den scheuklappenartig über die Ohren gestrichenen Haaren

herab. Ihre kleinen grauen Augen flinkern mit einer stechenden Freundlichkeit unter den borstigen Brauen hervor.

Ich glaube, ich sah sie mit gefalteten Händen die Ellbogen eng an den dicken, wie schwanger vorspringenden Bauch gepresst, und von dem einen hing zu irgend einem Zwecke eine schwarze Federtasche herab.

Weiss der Teufel, an welcher Strassenecke des Nordens oder des Centrums, es mag in der Nähe des Bahnhofs Alexanderplatz gewesen sein, ich sie in einem Gespräch mit einem hübschen, jungen, unternehmungslustigen Dienstmädel abfing! . . .

*

*

*

Aber hier, mein alter Freund, den ich den Herrn Kalkulator nenne. Unbedingt ist er ein Junggeselle in den höheren Semestern.

Den habe ich einmal Sylvester beim schönsten Schlackerwetter in der Lindenstrasse aufs Korn genommen.

Er hat einen steifen schwarzen Filzhut auf, unter dem straff eine fuchsbraune Perrücke hervorsieht, in spitzen Borsten über die Ohren weg und hinten ins Genick hinab. Die Augenbrauen sind herniedergedrückt, die breiten Mundwinkel ziehen sich von der dicken, guten Nase herunter. Und die kleinen, lieben Augen! Gegen die nassen Schneeflocken zwinkernd, die ihm in das blutrote Gesicht platschen, stieren sie dem warmen Behagen seines sylvesterlichen, wenn auch einsamen Heims entgegen. So tappelt und patscht er mit krummem Buckel und aufgekrempten Hosen, in der einen Hand den aufgespannten Schirm, unter den andern Arm eine grosse Flasche Jamaika-Rum gepresst, durch Schlicker, Schnee und Gaslichtgezitter die nass spiegelnde Strasse hinunter und verschwindet in einer der stilleren Nebenstrassen.

Hier ist mein Freund und meine Stadtviertelzeitung, der Barbier. Mit seinem fetten Kopf und kurzen Hals kommt er mir vor wie ein grosser, fideler, recht beweglicher Karpfen. Er hat sich seinen Magen total kaputt getrunken und erwartet nun mit der bewundernswürdigsten Unbefangenheit seinen nahebevorstehenden Tod.

Hier mehrere junge, nette, gefällige Damen, mit den dazu gehörigen Herrn Studiosen und sonstigen unterschiedlichen Etceteras.

*

*

*

Ach, und hier das Speisehaus zu fünfzigPfennigen!

Es liegt irgendwo im Rosenthaler Viertel im ersten Stockwerk.

Man klimmt eine alte ausgetretene und recht dunkle Holztreppe hinauf, um zwischen 12 und 4 Uhr sein Mittagbrot einzunehmen.

Zwei grosse und ein kleines Zimmer, knüppeldick gefüllt. Verräuchert von Speisedunst und Cigarrenrauch sind die Speiseräume für das männliche Geschlecht. Hinten ist dann noch ein grosses Berliner Zimmer für das andere reserviert, von dem aus ein Gang zu den hinteren Räumen und der Küche führt. Höchst primitive Tische und Rohrstühle, braungelbe Tapeten und Fenstervorhänge, die so eingeräuchert sind, dass man kaum das Muster zu erkennen vermag. Ein paar Oeldrucke, Prämien von Familienblättern dritten und vierten Ranges, ein paar gelbliche Gipsbüsten Ihrer Majestäten, Weissbier- und andere Reklamen mit bunten Bildern hängen nebst einem Verzeichnis der Preise für verschiedene Getränke an den Wänden.

Ein fortwährendes Thürenklappen und Auf und Ab. Wer keinen Platz mehr bekommt, fasst irgendwo, so gut es gehen will, Posto, bis ein Stuhl frei wird. Ist Regenwetter, so ist der lanolinüberzogene Fussboden voller schmutziger Stapfen, und der Dunst der feuchten Kleider mischt sich mit dem der Speisen.

Es giebt eine braune, sehr zweifelhafte Bouillonsuppe, Gemüse, irgend etwas Gebratenes oder Geschmortes und ein Kompot, dem Sonntags noch eine „Speise“ nachgegeben wird. Trinkzwang existiert nicht.

Studenten mit knappem Wechsel, Handlungsgehülfn, Lehrlinge, Handwerker und andere sparsame Leute vom Lehrling an in allen Lebensaltern, Verkäuferinnen, Konfektioneseusen u. s. w. bilden das Publikum.

Gesprochen wird nicht viel, dazu hat man keine Zeit. Nur dass man, wenn einer von den drei Kellnern ein frischgefülltes, übervolles Tablett hereinbalanciert und die Speisen ausruft, von allen Seiten auf ihn loschreit und -gestikuliert. Sonst nur das Klirren des Geschirrs, der Löffel, Messer und Gabeln, die man wohl vor dem Gebrauch noch einmal

an dem Tischtuch abwischt, das Klappen der Thüren, Husten, Räuspern, das Rascheln und Schurren der Schritte, das Rücken der Stühle.

Einige hab ich mir notiert.

Da sind z. B. so vier, fünf alte Herren, die wohl mutterseelenallein in der Welt stehen und von denen ich mich nicht mit Bestimmtheit zu sagen getraue, in was für Verhältnissen sie sich befinden. Sie mögen von einer kleinen Pension leben oder so etwas. Bei allen aber habe ich einen ausserordentlich vortrefflichen Appetit konstatiert, der sich, „wo es nicht langte“, in der Verkonsumierung von respektablen Brotmengen bethätigte.

*

*

*

Eine ganze Seitenreihe ruft mir einen Streifzug durch das abendliche und nächtliche und das erwachende Berlin in die Erinnerung.

An einem schönen warmen Mondabend bin ich auf dem Heimweg von einer vertraulichen Plauderei mit Freunden. Wie ich vor der Hausthür stehe, merke ich, dass ich den Schlüssel vergessen habe, stehe da und gehe mit mir zu Rate, was zu beginnen ist.

Aber die stille, einsame Strasse liegt so prächtig im Mondlicht und das stimmt mich unternehmungslustig. Es scheint mir ein Geringes, die schöne Nacht so zu durchwandern.

Es ist gegen Mitternacht.

Abgemacht!

Das Wetter macht einen so lebendig. Der helle. Mond oben hat so eine wunderliche Gewalt: ich bin durchaus frisch und nicht ein bisschen müde.

An dem Nachtwächter vorbei, der mit seinem grossen Hund einsam durch die Strasse stapft, biege ich in die Kurfürstenstrasse ein und schlendre behaglich der Potsdamerstrasse zu.

Wie schön ist der Berliner Westen bei diesem Wetter, zu dieser Tageszeit!

Man könnte sich in eine Märchenwelt träumen!

Das glatte, saubre Grau des Fahrdamms und der breiten Trottoirs mit den langen Mondlichtem drauf, die herrlichen Häuser mit ihren Ornamenten, Säulen, Stuckaturen, Balkons und flimmernden Fenstern! Eine Pferdebahn klingelt vorüber. Wenige Passanten begeg-

nen einem und ihre eiligen Schritte hallen weit und lange durch die Stille.

In der Potsdamerstrasse ist es noch lebendiger.

Auf dem Fahrdamm verkehren die letzten Pferdebahnen. Ein paar Droschken rumpeln hin und her. Auch auf den Trottoirs ist noch ein ziemlicher Verkehr. Einzeln und in Gruppen begegnen einem gesetztere Leute, die ihre Restaurants und Cafes verlassen, um sich nach Hause zu begeben und das Terrain den Wächtern und unterschiedlichen Nachtschwärmern zu überlassen. Sie schlendern gemächlich und unter lautem Geplauder und Lachen bringen sie ihre Gesprächsthemen zu Ende.

Je näher nach dem Platz und der Leipziger Strasse zu, um so heller und belebter wird die Gegend.

Ein immer lebhafterer Verkehr der Fahrzeuge und Passanten. Namentlich in der Nähe der Restaurants und Cafes. Das letzte, solidere Bürgerpublikum mischt sich auch hier heimkehrend mit dem Nachtbesuch der Cafes; Damen in auffallender Kleidung, Herren im Stutzerkostüm, Studiosen, Kaufleute und andere jüngere und lebendigere Gesellschaft. Geht man durch diesen Verkehr an den hellen Thüren und Fenstern vorbei, so wehen einen Parfüms und Tabaksgerüche an. Hier und da kommt man in einen kleinen Tumult, in Gezänk, lautes Gespräch. Gelächter hinein, das einem in der schönen Nachtstille aufdringlich wird.

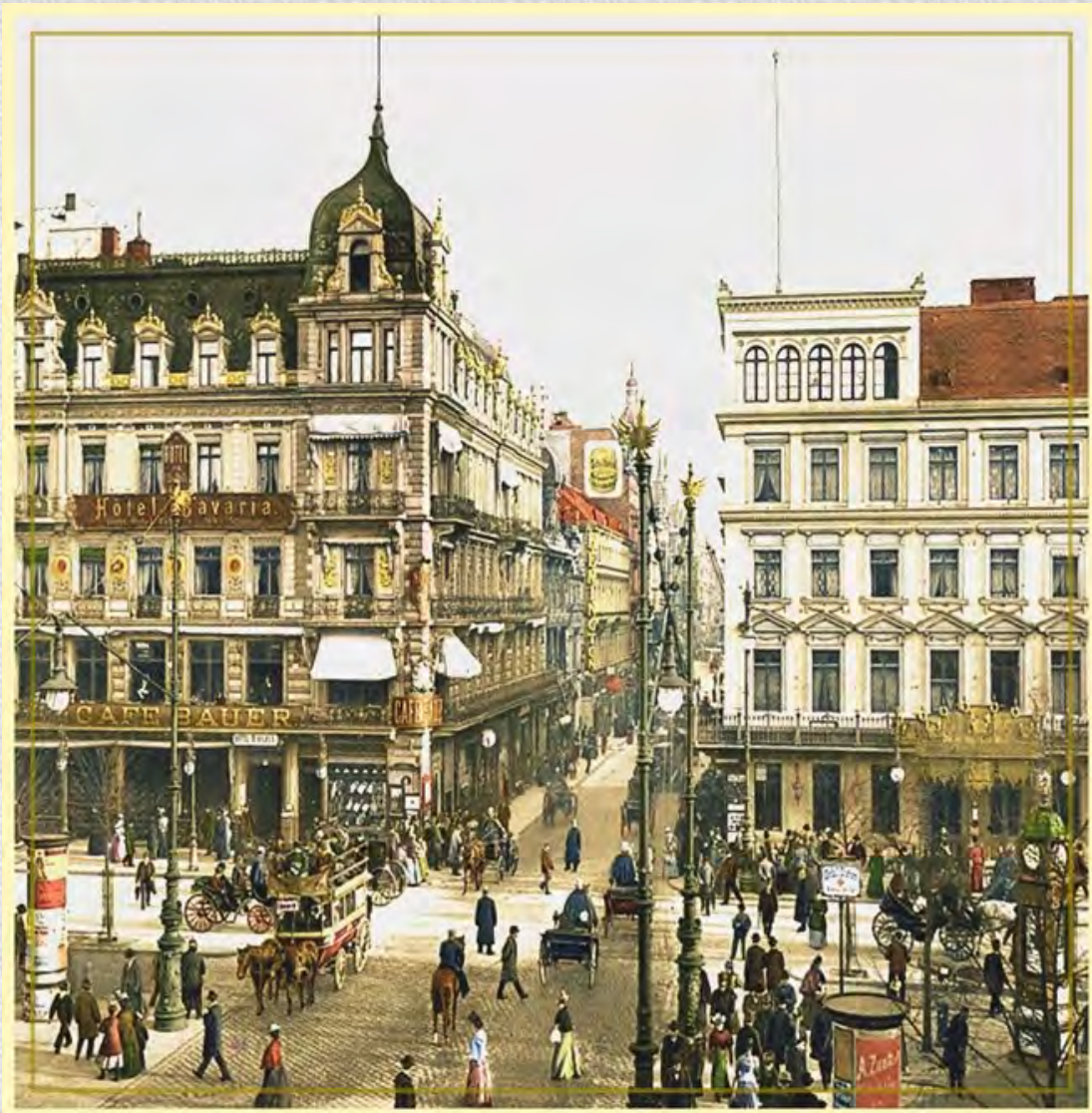
Dieses Treiben nimmt unter den Laternenreihen und den elektrischen Lampen der Leipziger Strasse nach der Friedrichstrasse hin, wo Cafe National und die anderen kleineren und grösseren Nachtkneipen der Friedrichsstadt seine Ausgangsstellen und Centren sind, mehr und mehr zu.

An Streichholz-, Blumen- und Zeitungsverkäufern vorbei biege ich um die Ecke von Cafe Bauer und betrachte mir alle diese eleganten Herrn und Damen, die zu Fuss kommen und gehen oder in Droschken vorfahren, plaudernd in Gruppen vor dem Eingang stehen und sich entfernen.

Drüben auf dem Fahrdamm jenseits der Lindenreihe arbeiten Kanalarbeiter bei dem rotflackernden Schein von Windlichtern.

Wie ich weiter die Friedrichstrasse nach dem Studentenviertel hinwandre, bleibt die Regsamkeit des Verkehrs immer dieselbe, nur dass

die Damenwelt weniger elegant und glänzend ist, und die Herrn Studenten das Pres bekommen.



In die Herrlichkeit eines Cafés hinein.
Durch die unterschiedliche Demimonde, Herrenwelt, zwischen
Wächtern und Nachtpolizisten hindurch. Türen und Fenster sind weit
geöffnet und geben der schönen und lauen Nachtluft Raum, die wohl-

thätig in den Dunst der Parfüms, des Tabaks und der Getränke hineindringt.

Man setzt sich an ein Marmortischchen, steckt sich eine Virginia an zu einer Melange. „Journal Amüsan“, die „Fliegenden“, die „Lustigen Blätter“ und anderer leichter Witzkram werden durchblättert. Die Herren und Damen, natürlich namentlich die Damen, das Hin und Her, Hinaus und Herein, die Farben und Lichter, die vielen Geräusche, das Klappern der Billardkugeln: mit alledem kann man sich schon ein paar Stündchen unterhalten.

Die Gassenvenus, die schaukelhüftige, backenknochige, fussschleppe „Sphinx“ unterschiedlicher mehr oder weniger „realistischer“ Grosstadtromane und -Romane ist natürlich der pp. Mittelpunkt des Interesses.

Wie ich meine Wanderung nach dem Norden hin wieder fortsetze, kann ich sie in allen ihren nur irgendmöglichen Schattierungen hinreichend beobachten. Ich höre ihre Stimme und ihr heiseres Lachen, sehe ihre Schminke und ihren unheimlichen Hut- und Kleideraufputz u. s. w. Vorwärts! . . .

Hier draussen zwischen den trüben Mietskasernen ist es öde und tot.

Das verebbende Rauschen des Verkehrs brandet nur matt und gebrochen vom Centrum aus hierher. Selten ausser dem Wächter ein lebendes Wesen, dem man meist nicht ungern aus dem Wege geht.

Die weiten, nüchternen Facaden, das müde Gaslicht, die vielen Läden und Kellerwirtschaften, all die dunklen Fenster: das alles beengt so und erzählt so viele dunkle Geschichten! . . .

O du schöner, freier, klarer Himmel da oben! . . .

* * *

*

Die kurze Nacht wird schon wieder grau von dem Zwielflicht des nahenden Tages.

Wenige Sterne am sich hellenden Himmel und auf den Dächern, an den Simsden der erste einsamstille Frühschimmer.

Und wie ich weiterschleudre, wieder dem Centrum zu, bekommt alles mehr und mehr ein leises, lila und graubläuliches Licht, in dem das Leben wieder zu erwachen beginnt. Die Spatzen zwitschern ihr Morgenlied, die Bäckerjungen mit ihren Körben pfeifen an mir

vorüber. Noch eine Weile und mir begegnen die ersten Arbeiter, die ihren Fabriken zuwandern, Postwagen, Postbeamte. Die Läden beginnen sich zu öffnen. Zuerst die Destillationen und die Bäckerläden. Aus einem weht mir der schöne, frische Brotdunst entgegen. Ich gehe hinein und erstehe mir ein paar von den rotbraunen noch warmen Semmeln, und wandre kauend, fröstelnd, überwacht und gähnend durch die erste goldige Frühsonne meinem Bett entgegen.

* *
*

Da find ich auch wieder mal das „Ohrwürmchen“!

Und natürlich seh ich sofort die grosse, schummrige Mansardenstube in der Luisenstadt gleich hinter der Charité! Die hellgrauen freundlichen Tapeten, das wunderschöne alte Räkelsopha mit dem runden Tisch davor und die drei kattunüberzogenen „Fauteuils“ gleich neben der grossen Fensternische, das Bücherregal, die alten Oeldrucke und Kupferstiche, im dunkelsten Hintergrund der blumige Kattunvorhang um das Bett herum und „Ohrwürmchens“ silberner Myrthenkranz eingerahmt über der Thür.

Wir sitzen, liegen, gruppieren uns in allen nur irgend möglichen bequemen Stellungen um den Tisch und die Lampe herum, und Licht, Gesichter, Bierflaschen und Gläser: alles ist eingehüllt in den schönsten, undurchdringlichsten, grauesten der „Hechte“.

O das Feuer der Begeisterung! O die Diskussion! O all die wunderbaren Dichtungen!

Wenn die Wogen am höchsten treiben und der allerschönste babylo-nische Sprachwirrwarr erreicht ist, dann erscheint hinten „Ohrwürmchen“ mit schüchternem Lächeln in ihrer Thür, weil es denkt, wir prügeln uns. Aber es ist nur der unterschiedliche Gegensatz der standhaft und eifersüchtig aufrecht erhaltenen und durchgesetzten „Individualitäten“. Dieser Gegensatz einigt sich dann in einem schallenden Gelächter, und „Ohrwürmchen“ verschwindet wieder beruhigt in ihrem Allerheiligsten.

Schopenhauer, Darwin, Christentum, Buddhismus, Kapital und Arbeit, Despotismus, Heerdeninstinkt und Individualismus, Byron, konstitutionelle Monarchie, Zola, Dostojewski, Tolstoi, Ibsen, nun und die Zukunft, die Zukunft! . . .

Herbstabende in der Friedrichsstrasse und „Unter den Linden“, der „Thiergarten“, der Weihnachtstrubel im Centrum, vorm Dom, unter den Brücken der Stadtbahn. Der Osten mit seinen Fabriken und mystischen Kellerlöchern; die Stehbierhallen mit den amerikanischen Billards, auf denen Gänse ausgespielt werden u. s. w., u. s. w.

O Berlin! Berlin! . . .

*

*

*

VII. VOLKSVERSAMMLUNG



VOLKSVERSAMMLUNG

Ich gehe über einen engen Hof zwischen himmelhohen Häuserwänden hin und komme vor eine breite, weitgeöffnete Flügelthür. Am Kasentisch hinterleg ich meinen Nickel und trete ein.

Es ist noch so gut wie leer.

Es ist ein Tanzsaal. Ein mächtiges Rechteck mit düstren, dunkelroten Wänden, die sich ausnehmen, als wären sie mit Blut beschmiert. Braune, plumpe Gallerien ziehen sich oben unter der Decke hin. Von der balkendurchquerten Decke aber mit ihrem verräucherten Stuck und ihren Blumenmalereien hängen zwei mächtige Kronleuchter herab. Ihre Gasflammen überdecken eine Unzahl gelber Tische mit einem matten Licht und legen tiefe Schatten in den Hintergrund der Gallerien und in die Säulengänge unter ihnen.

Vorn unterm Orchesterpodium sitzen ein Halbhundert Leute rauchend bei ihrem Bier. Ein Lachen, die Worte eines Gespräches verlieren sich in der staubigen, trüben Oede des grossen Raumes.

Zögernd geh ich zum Hintergrund auf die Gallerietreppe zu zwischen den Tischen Hin. Sie sind unsauber, die Füsse unten abgetreten und dunkel von angeschlammtem Schmutz.

Die Vorstellung von schmutzigen Vergnügungen, von Staub und Dunst und stickiger, trübroter Schwüle, von Gebrüll, Gekreisch, Gelächter und Bierseidelgeklirr, von Stampfen und Schleifen, Schwirren und Tosen einer tanzenden Menge, die den Raum bis in den kleinsten Winkel ausfüllt, von Betrunkenheit und Rohheit, von dem misstönigen Lärm der Tanzmusik, von massiven Caressen in dunklen Winkeln, von schweissroten, rohen Gesichtern, von derben Witzen und Zoten: mir ist, als wenn sich das alles mit einer dicken, schwülen Schmutzschicht um mich zu legen begänne und mir den Atem versetzen wollte . . .

*

*

*

Oben , auf einer der Gallerieen , hab ich einen geeigneten Platz gefunden.

Allmählich, wie die Leute, die noch nicht lange ihre Fabriken und Werkstätten verliessen, ihre Rast zu Hause beendet haben, füllt sich der Saal.

Erst kommen sie einzeln, dann in Gruppen, und nun wälzt sich ein ununterbrochener Strom durch die weitgeöffnete Thür herein.

Junge Leute, die noch Zeit gefunden haben, sich schmuck zu machen, andre, die blos den Rock über den blauen Arbeitskittel gezogen haben; breitkrämpige, schwarze Filzhüte, zerknüllte Mützen, russige Gesichter, schmutzige Arbeitskleider. Frauen mit Hüten und Mänteln, oder mit blossem Kopf, nur ein langes Wolltuch um die Schultern geschlagen.

Grobe, vierschrötige Gestalten mit mächtigen Schultern, finster verschlossene, trotzig-harte Gesichter. Andre ausgelassen, fast übermütig, andre gesetzt, eine gewisse Feierlichkeit zur Schau tragend.

Knockige, derbe, gesunde Gesichter, welke, bleiche, abgezehrte, bekümmerte.

Alle kommen sie mit demselben Bedürfnis nach demselben Rausche: Schulter an Schulter, Seite an Seite sich zu verlieren in einer mächtigen Einheit, derselben Visionen teilhaftig und derselben Gewissheit; mit fanatischer, stiller, gefasster Hoffnung, mit halbversagender, die doch noch leben und aufgemuntert sein will.

*

*

*

Und nun breitet sichs von den Orchestersitzen her schwarz über die Tischreihen hin und wächst und verzweigt sich, und der Lärm wird lauter und immer lauter. Das Rücken von Tischen und Stühlen, das Klappen der Seidel und ein ununterbrochenes Gessumm und Getöse, Lachen und Rufen.

Der Lärm schwillt und schwillt, die Masse wächst und wächst, schwarz und kribbelnd bis zum Hintergrund, in alle Winkel, die Treppen herauf in die Gallerieen herein, in die Logen, um mich herum. Und nun ist der ganze grosse Saal bis in den letzten Winkel hinein gefüllt.

Eine dicke, schwüle Luft wuchtet von unten herauf nach der Decke zu und wälzt sich in die übervollen Logen und Galerien. Der Tabaksqualm quirlt in allen möglichen Bildungen durcheinander, in dünnen, wolkigen Streifen und Säulen, in Ringen, in dicken, grauen Wolkenballen in die Höhe und wird zu einer schweren, grauen Dunstschicht, in die das Gaslicht von oben und von den Seiten gelbe, schmierige Lichter wirft: über Gesichter, Kopfbedeckungen, Körper, Kleider. Und nun ist es wieder zu diesem einen, tausendköpfigen Wesen zusammengewachsen da unten in Dampf, Schwüle, Dunst und diesem trüben Licht.

* *
*

Die Versammlung ist eröffnet.

Alle Arten von Rednern.

Wortgewandte, mit allen Kniffen parlamentarischer Redekunst vertraute, die mit jeder Zuckung, jeder Wallung des vielköpfigen Wesens vor sich zu rechnen verstehen. Unbeholfene, die schwerfällig, unzusammenhängend, mit stolpernder Logik und einem haarsträubenden Deutsch ihre Meinung vortragen. Junge, naseweise, die frisch drauflos reden. Alte, bedächtige Männer, die in schlimmen Zeiten für „die Partei“ gelitten haben und sich in weitschweifiger Beredsamkeit wohl etwas darauf zu Gute thun.

Mit Geduld, Eifer und gespannter Aufmerksamkeit werden sie alle angehört.

Auch hier sind alle Mittel recht: Klugheit, Schlauheit, Sophistik, Anschuldigungen und jeder Appell an all die guten und schlimmen Eigenschaften und Triebe der Masse, die man da vor sich hat. Und mehr oder weniger verhüllt zeichnen sich die Motive zwischen den Reden hervor: begeisterte Ueberzeugung, Fanatismus, persönlicher Ehrgeiz, Einfluss zu gewinnen und eine Rolle zu spielen, naive Achtung oder verhüllte Missachtung dem „Stimmvieh“ gegenüber. Ruhige, sachliche Erörterungen, die vermitteln wollen: die ganze Mechanik des Parteilebens hier wie überall.

* *
*

Aber jetzt ist ein neuer Redner aufgetreten: ein junger, blonder Mensch, mittelgross und schwächling, mit scharfen, intelligenten Gesichtszügen.

Er spricht von den Zielen, in denen sich alle einigen, Alte und Junge.

Sachlich spricht er und schlicht, ohne Gefühlsüberschwang und buntblumige Metaphern. Wort reiht sich an Wort, Satz an Satz in klarer, logischer Fügung, und doch ist seine Rede warm von einem inneren Pathos. Man weiss nicht recht, wo es eigentlich ist, wie es sich kundgibt, und doch ist es da, überall, lebt in jedem Satz, jedem Wort, und macht seine Rede zu einem Gedicht, zur glühenden, bunten Vision einer andern Welt.

* *
*

Und mehr und mehr spür' ich eine eigenartige Empfindung, über die ich mich fast einen Augenblick wundere.

Als wenn ich unter einer magnetischen Einwirkung stünde, ist mir beinahe zu Mute. Als wenn sich von allen Seiten hundert und aberhundert Fäden knüpfen und es mich hineinzöge in ein geheimes Gewebe, aus dem es kein Entrinnen giebt und aus dem keins erwünscht ist.

Gleichsam einer andern Welt bin ich teilhaftig, in welcher jetzt alles um mich herum lebt und die wirklich ist, wirklich, und alles andere sonst Wirklich genannte ist nur ein thörichter Schein, alles was einen tagüber hin und wieder zieht und Wirklichkeit genannt wird. Jenes andre Leben, für das es keine Vergangenheit und Gegenwart und keine Zukunft giebt, in dem alle einzig leben und eins und einig sind mit allen, die in ferner und fernster Vergangenheit lebten, in ferner und fernster Zukunft leben werden.

Es ist das Leben in der Idee, der einigenden, in der je und je einzig das Glück wirklich war, ist und sein wird, das Glück, dem man ewig ruhelos nachjagt, das nirgends erreichbar zu sein scheint, als hier; das einzige Glück, in dem nichts, was vergangen ist und nichts, was kommen wird etwas vor uns voraushaben darf, dessen wir nicht im gleichen Masse teilhaftig wären.

Der Einfältigste und Intelligenteste, der Feinste und Rohste, der Verkommenste und Beste von all den Vielen, Vielen in diesem grossen, schwülen Raum ist jetzt dieses Glückes teilhaftig.

Und noch eins!

Im Zwange derselben rätselhaften Macht fühl' ich mich, wie vor dem Erschauern der Natur, mit dem der werdende Frühling sich in die Unermesslichkeit freudiger Formen und Farben entfaltet, derselben Macht, die Newtons Apfel zur Erde zog und die die strahlenden Welten über uns um ihre Achsen treibt.

Überall giebt es, in tausend Gestalten, den Trost einer Schönheit und eine Erlösung für Jeden; und hat Not und Jammer die eine gemordet, so gebiert aus Not und Jammer der untödliche Trieb, der das Glück sucht, eine neue; und dennoch ist es in tausend Formen und Entwicklungen immer die eine und gleiche! . . .

* *
 *

Der Redner hat geendet und nun werden noch allerlei interne An-
gelegenheiten über die Zäune gehängt.

Ein Lokal, Geschäfte, die boykottiert wurden, Denunziationen, Spitzeleien, Rechenschaftsberichte über Kassenverwaltungen und dergleichen mehr.

Alles wird mit Geduld und gespanntem Interesse erledigt. Nirgends kann ich eine Ermüdung wahrnehmen unter diesen Leuten, die den Tag über vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein in ihren Werkstätten thätig waren.

Nach Mitternacht erst findet die Versammlung ihr Ende.

Noch ein paar Schlussworte über die Menge hin. Ein Hoch auf „die Partei“, und nun leert sich allmählich der Saal und langsam legt sich wieder dumpfe, schwüle Oede über den Raum.

* *
 *

Ich bin wieder draussen auf der Strasse und ringe mich durch den kalten Schneesturm.

Die Fenster sind erloschen; überall nur die dunklen Mauern über den flackernden Laternenreihen. Hin und wieder ein einsamer Passant, ein Nachtschutzmann, eine Weibsperson, die sich an den Häusern hindrückt und mit angestrengtem, schwankenden Gang im Gestöber in einer der Nebenstrassen verschwindet.

Von fern das Gebrüll eines Strassenkrakehls durch das Rauschen und Pfeifen des Sturmes oder das Poltern einer Nachtdrosche: das ist alles.

Alles hat sich wieder mit seinem Fünkchen Hoffnung in seine alltägliche Mühsal verloren, sich daran zu wärmen und hinzufrieten durch das Einerlei öder Tage . . .

VIII. IM CAFÉ CHANTANT



Müßig und allein schlendre ich durch die Strassen und habe meine Beobachtungen und heimlichen Gedanken über alles und gar nichts, ein müder Bummler nach des Tages Arbeit.

Da lockt mich ein grellbuntes Plakat vor einem Thorweg mit einer roten Interne drüber in den Garten eines Café chantant.

Gleich darauf habe ich mir mein Billet gelöst und steige die paar Stufen in den Garten hinab.

Das ist ein erweiterter Hofraum, rings von hohen Brandmauern umgeben, an denen Epheu und wilder Wein in die Höhe kriecht. Dazwischen, unter ein paar schwindsüchtigen Linden im Schein von sechs Gaslaternen eine Anzahl dichtbesetzter Biertische.

Neben der Bühne finde ich einen Platz, von dem aus ich alles gut übersehen kann.

*

*

*

Es ist so pläsirlich, die bunten Coulissen zu betrachten und die geschminkten und geputzten Menschen, mit ihren Trikots, ihren Nacktheiten und ihrem Flitterstaat, wie sie Gesichter schneiden, lächeln, die Glieder hin- und herbewegen, tanzen, lachen, sprechen und singen, auftreten und hinter den Coulissen verschwinden, alles zu dem Lärm der kleinen Musikkapelle unter der Bühnenrampe.

Eine einzige, schimmernde Sechsereleganz!

Danach ist auch das Publikum.

Da sind Kleinbürger mit Frau und Kind, die ihr Abendbrot zu einem Glas Bier verzehren. Da sind Studenten und junge Kaufleute mit ihren Schätzen. Allerlei Talmieelegants zweifelhaften Berufes, gefällige „Schönen“, u. s. w. Dazwischen befleissigen sich die Kellner mit ihren Messingnummern an den Aufschlägen ihrer schäbigen Fräcke und schieben sich mit vollen Tablets zwischen den Tischen umher.

Gelächter und schallendes Bravorufen, sentimentale Andacht oder laute Zurufe wechseln mit einander, denn es geht hier ganz

ungeniert zu, und ab und zu wird wohl auch einmal in ein Couplet eingestimmt oder ein beliebter Refrain mitgesungen, der Takt mit Hausschlüsseln, Messern oder Bierseideluntersetzern markiert.

Ganz vorn, dicht bei der Rampe, sitzen die Habitués und Elegants, die ihre intimeren Beziehungen haben zu der mehr oder weniger dekolletierten weiblichen Menschheit da oben. Ein Bouquet fliegt hinauf, eine Kusshand, ein Augenblitz, ein Lächeln kommt als Antwort zurück, und in den Pausen schweben die Waden mit den Gazewölkchen drüber gütig hinter den Coulissen hervor und machen mit den Gentleman vorn bunte Reihe.

Ueber der ganzen Herrlichkeit oben mit tiefem, dunklen Blau und seinen Sternchen der klare Sommerhimmel.

* *
 *
 *

Mich hypnotisiert ein Stern.

Hoch oben funkelt er über einer Esse und bannt mich mit wechselndem Farbenspiel.

Wie er blinzelt!

Mir kommt ein närrischer Gedanke: als ob wir uns beide gegenseitig so zublinzelten! Und ich muss lachen . . .

Wie er blinzelt! Grün, rot, orangen, goldgelb.

Bin nachdenklich . . .

Kant-Laplace! Nebulartheorie! . . .

IX.

ÜBERMUT



ÜBERMUT

Den Ueberrockkragen in die Höhe, die Cigarre im Mundwinkel und durch Strassen, über Plätze.

Das richtige Berliner Schlackerwetter.

Ein nadelscharfer, feiner Regen mit dicken Schneeflocken untermischt, die einem eiskalt ins Gesicht platschen.

Aber das thut nichts. Immer vorwärts! Wohin? Einerlei!

Die ganze Welt ist meinem fröhlichen Uebermut ein Spiel!

Verronnen, in tausend Lichtsplitter auseinandergespellt, vor den zusammengekniffenen Augen die gelben Lichter der Gaslaternen im grauwimmelnden Dunst an den Häusermassen hin. Durch beschlagene Scheiben die Helle eines Schaufensters. Eine Reihe roter Fenster, dumpfer, warmer Dunst, aus einer Budike in die Höhe, das Rasseln einer Droschke, eines Lastfuhrwerks vorüber. Ein Regenschirm, der mir den Hut streift, von unten der schlammige Schmutz, der mit eisiger Kälte durch das Stiefelleder dringt und an mir hinaufkriecht, und zu allem die nervöse Ungeduld, immer so mit halbgeschlossenen, zwinkernden Augen vorwärtsdringen zu müssen durch das eisignasse, stürmende Dunkel, wie durch eine halbverborgene Welt von Lauten, Bewegungen und wunderlieben Lichtflecken.

Ueber einen Platz.

Durch kahles Gebüsch pfeift der Wind und rauscht in den Baumwipfeln, zwischen denen es von den Laternen blinkt wie goldigflinkernde Spinnweben, unruhig in den Zweigen und zwischen dem nassglänzenden, ebenholzschwarzen Geästel.

Ringsum aber durch das schräge Gestöber die öden, schwarzen Mietskasernen mit ihren vielen roten Fenstern.

*

*

*

Da drüben giebt's was!

Durch den Sturm, das Rauschen, Rollen und Rasseln des Verkehrs das Gebrüll eines Strassenkrakehls.

Im Flockengetümmel auf dem schimmernden Schlamm des Fahrwegs und des Trottoirs hat sich eine dichte, schwarze Menschenmenge angesammelt vor dem hellen Thürviereck einer Destillation. Trübrote Glanzlichter liegen auf dem schwarzen Haufen: über aufgespannten Regenschirmen, auf nassen Kleidern, Hüten, Mützen, auf den vielen gaffenden Gesichtern.

In dem hellen Thürviereck aber sehe ich wie auf einer Bühne im Gaslichtdunst und Tabaksqualm vor Tischen und einem schmierigen Büffet ein Gedränge von einem halben Dutzend Menschen. Geheul, Gebrüll, wüste Schimpfworte. Geklirr von zerbrechendem Glas: und etwas Helles blitzt fein und haarscharf durch die Luft in einer hochgehobenen, plumpen Faust — nieder! . . .

Die Menge, die immer mehr anschwillt, wogt im Halbkreis gegen die Thür vor. Und nun schiebt sich der Menschenknäuel drinnen heraus. Zwei lösen sich aus ihm und taumeln von kräftigen Fäusten geschoben die sechs Stufen herunter gegen den zurückweichenden Menschenschwarm in den weissen, schmutzighauenden Schlamm des Trottoirs.

Es sind zwei Männer mit groben, wutbleichen Gesichtern und zerzausten Haaren.

Wie sie dastehen! Die Blicke ineinandergebohrt, regungslos!

Das halbe Gesicht des Einen ist von den Haaren bis zu dem Hals herunter ein einziger Blutklumpen. Auf die zerrissene Bluse nieder tröpfelt und sickert es im frischroten Gerinnsel bis zu den grauen Arbeiterhosen.

Sie beben und starren sich an mit vorgeschobenen, knirschen- den Kiefern.

Hinter ihnen Geschrei und Schimpfen.

Rechts über ihnen flinkern in einem Schaufenster mit schönen, klaren Farben rote, gelbe, grüne, hellblaue und weisse Flaschenreihen um einen

hölzernen, fleischfarben angepinselten Bacchus herum, der weinlaubumkrantz auf einem Branntweinfässchen reitet und ein Glas schwingt.

Mit wilden Narzissenaugen und
Mit schelmisch lächelndem Munde stand
Um Mitternacht gestern der Liebste da
Und setzte sich auf meines Bettes Rand.

Er neigte sanft sein Haupt herab
Zu meinem Ohre hin und sprach
Mit klagender Stimme so zu mir:
„O alter Freund, bist noch nicht wach?“

Der Kluge, dem man überreicht
Solch einen Nachttrunk, wird fürwahr
Der Liebe untreu, wenn er auch
Ein Weianbeter sonst nicht war!“, . . .

— — — — —

Ich blicke ins Gold, ins fröhlich-kringelnde Gold.

Eine weite, unendlich weite, weingoldene Flut, windgekräuselt,
mit Milliarden blitzender Lichtflammen. Rosen, mit heißen Glutfarben
schaukeln drüber hin und klar spannt sich oben der tiefblaue
Südhimmel.

In blumengeschmückter Barke schwimme ich an smaragdnen
Ufern hin. Weisse Häuser schimmern zwischen dem Grün und
den zahllosen Blumen. Verlorene Düfte wehen süß herüber. Ueber
mir bauscht sich purpurn mit knisternder Seide das Segel. Im
Takt wiegen sich die nackten Leiber der Ruderer und helltönig in
der Pracht wohl lautender Vokale singen sie ein hellenisches Lied.

Und wir rudern hinein in einen breiten sonnigen Glanz, aus
dem es herblaut näher und näher, breiter und breiter, und sich
enthüllt mit blumenbunten Gestaden, ragenden Wipfeln und fern
Höhen.

Und wir fahren hinein in das goldige Licht! . . .

